



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Sansibar-Archipel

Ergebnisse einer mit Unterstützung des Vereins für Erdkunde zu Leipzig
1895/96 ausgeführten Forschungsreise

Die Insel Mafia und ihre kleineren Nachbarinseln - mit 1. Orig,-Kt.

Baumann, Oscar

Leipzig, 1896

urn:nbn:de:gbv:46:1-10643

WISSENSCHAFTLICHE
VERÖFFENTLICHUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE
ZU LEIPZIG.

DRITTER BAND.
DER SANSIBAR-ARCHIPEL.

MIT 3 KARTEN UND 1 PLANE.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1899.

WISSENSCHAFTLICHE
VERÖFFENTLICHUNGEN

HEFT 11

1911





WISSENSCHAFTLICHE
VERÖFFENTLICHUNGEN

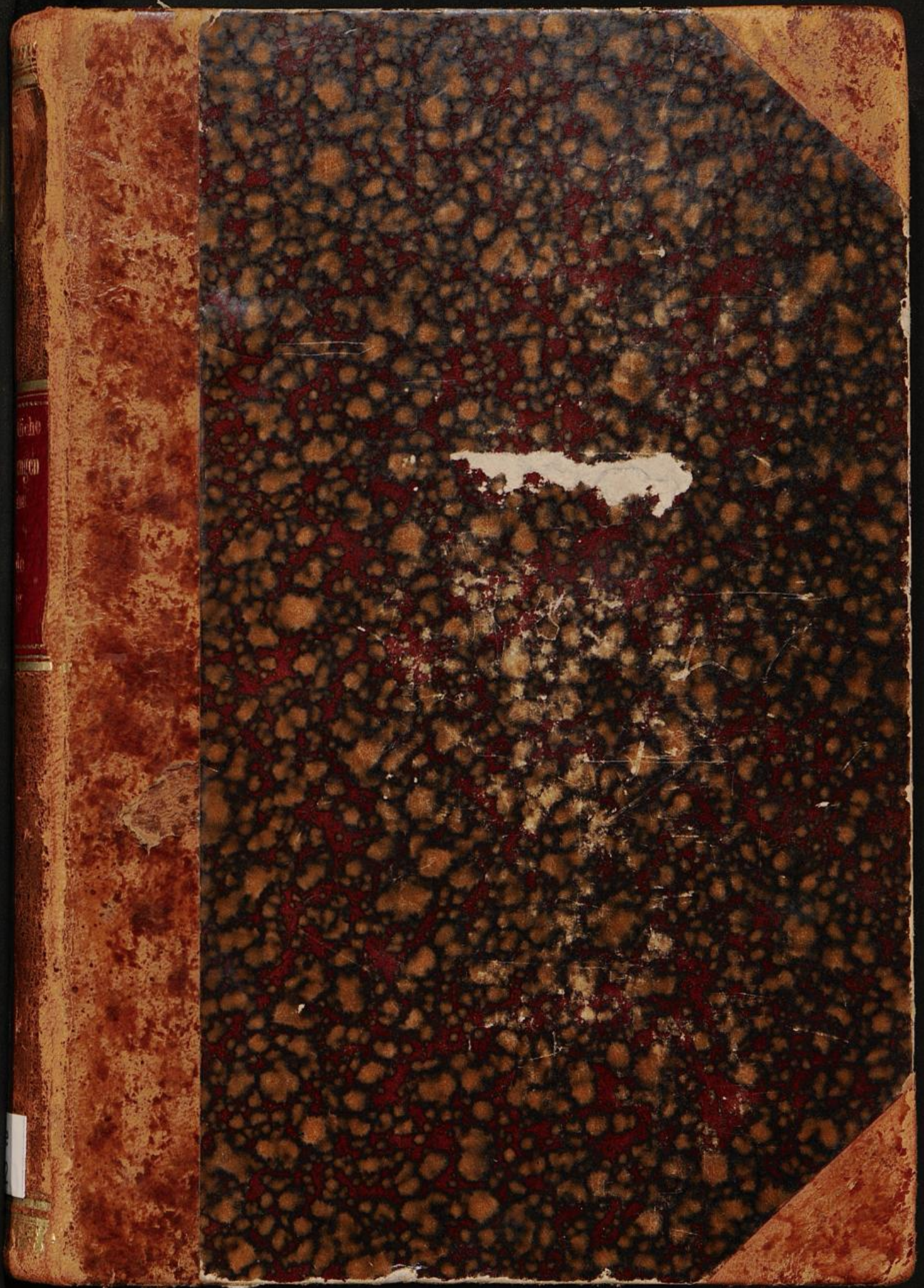
DES
VEREINS FÜR ERDKUNDE
ZU LEIPZIG.

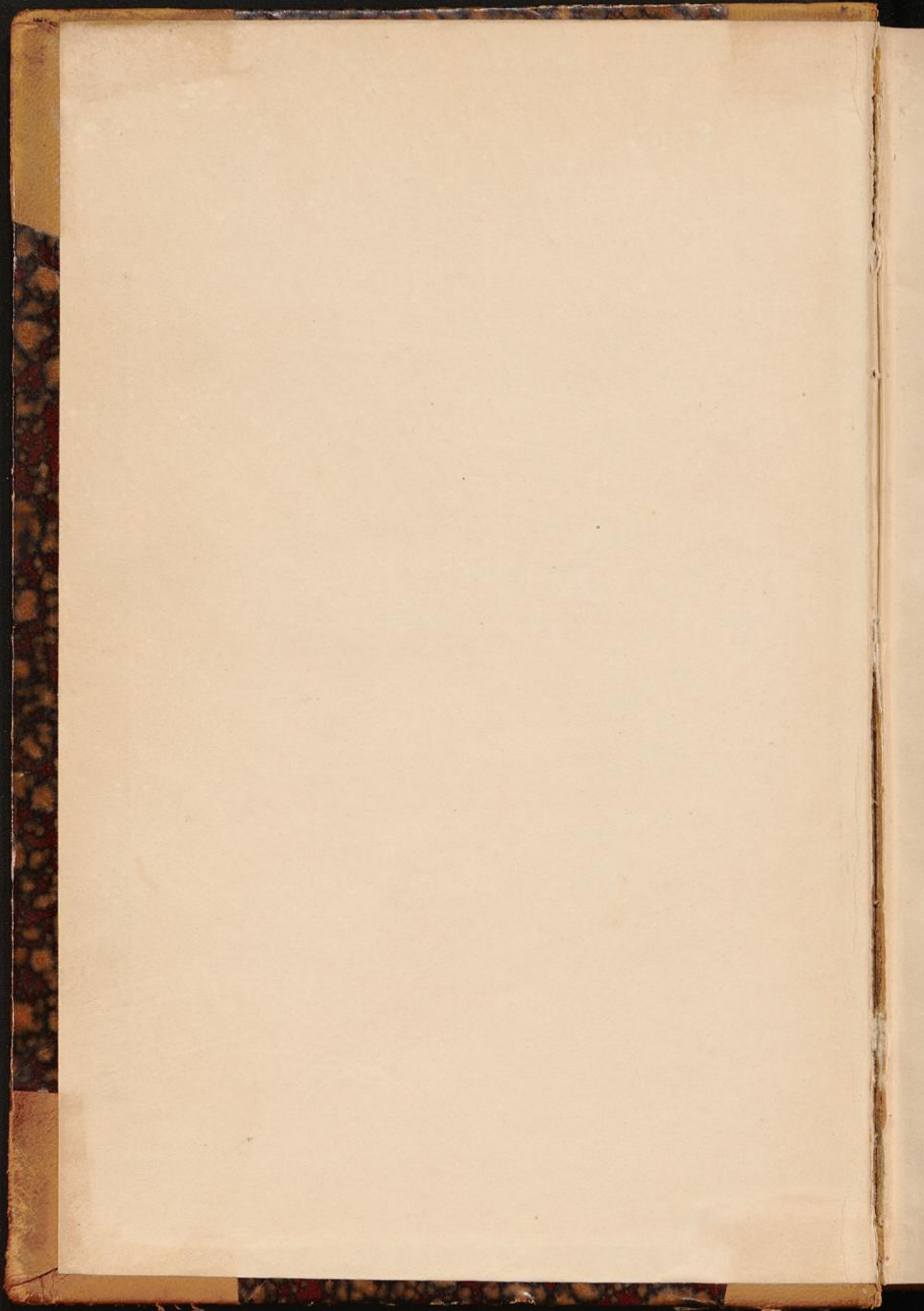
DRITTER BAND.
DER SANSIBAR-ARCHIPEL.

MIT 3 KARTEN UND 1 PLANE.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1899.





X. 1. c. 5608.

Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes.

	Seite
I. Die Insel Mafia und ihre kleineren Nachbarinseln. Mit einer Spezialkarte	1—38
II. Die Insel Sansibar und ihre kleineren Nachbarinseln. Mit einer Originalkarte der Insel und einem Plane der Stadt Sansibar .	39—86
III. Die Insel Pemba und ihre kleineren Nachbarinseln. Mit einer Originalkarte	87—101

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes

1. Die Kunst der Malerei
2. Die Kunst der Bildhauerei
3. Die Kunst der Architektur
4. Die Kunst der Musik
5. Die Kunst der Poesie
6. Die Kunst der Wissenschaften
7. Die Kunst der Erziehung
8. Die Kunst der Politik
9. Die Kunst der Kriegsführung
10. Die Kunst der Seefahrt

WISSENSCHAFTLICHE

VERÖFFENTLICHUNGEN

VEREINS FÜR ERDEKUNDE

XL LIEFERUNG

DREIERTER BAND

DER SAARBRÜCKER ARCHIVALE

LIEFERUNG

VERLAG VON DR. K. J. BORNHAGEN

1897

WISSENSCHAFTLICHE
VERÖFFENTLICHUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE

ZU LEIPZIG.

DRITTER BAND.

DER SANSIBAR-ARCHIPEL.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1896.

DER
SANSIBAR-ARCHIPEL.

ERGEBNISSE

EINER MIT UNTERSTÜTZUNG DES VEREINS FÜR ERDKUNDE
ZU LEIPZIG 1895/96 AUSGEFÜHRTEN FORSCHUNGSREISE

VON

DR. OSKAR BAUMANN.

ERSTES HEFT.

DIE INSEL MAFIA UND IHRE KLEINEREN NACHBARINSELN.

MIT EINER ORIGINALKARTE.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1896.

Fe 5592 - 3.4.



Fe 5592 - 3.4.

Alle Rechte vorbehalten.



I.

DIE INSEL MAFIA

UND IHRE KLEINEREN NACHBARINSELN.

VON

DR. OSKAR BAUMANN.

DIE INSEL MARIA

UND IHRE KLEINEREN NACHBARSSELN

VON

DR. OSKAR BAUMANN

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit über die Insel Mafia ist die Frucht einer Reise, die Dr. Oskar Baumann im Herbst 1895 durch diesen Teil des Sansibar-Archipels gemacht hat. Zum ersten Mal wird hiermit eine zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung, zum ersten Mal eine auf sorgsamem Detailaufnahmen beruhende Karte dieser deutsch-ostafrikanischen Insel gegeben.

Unter den jüngeren Afrikareisenden giebt es kaum einen unermüdlicheren als Oskar Baumann. 1885 mit O. Lenz am oberen Congo, 1886 auf der Insel Fernando Póo, 1888 mit Hans Meyer in Usambara, 1890 am Kilimandjaro, in Pareh und wieder in Usambara, hat er jedesmal zur geographischen Kenntnis seiner Reisegebiete außerordentlich viel beigetragen und namentlich durch sorgfältigste kartographische Aufnahme seiner Routen die bis dahin noch wenig oder gar nicht bekannten Gebiete erstmalig erschlossen. Seine größte und entdeckungsreichste Forschungsreise war aber die, welche er 1891—93 im Auftrag des Deutschen Antisklaverei-Komitees nach dem centralafrikanischen Seengebiet ausführte. Und kaum hatte er diese große Expedition durch die unbekannt südlichen Massailänder und die ebenso unbekannt südwestlich vom Victoria-Nyanza gelegenen Länder Urundi und Uha vollendet und 1894 sein gediegenes und schönes Reisewerk „Durch Massailand zur Nilquelle“ abgeschlossen, als er schon wieder eine neue ostafrikanische Forschungsreise plante.

Diesmal galt es dem vor der Sansibarküste liegenden Archipel, dessen drei Hauptinseln Pemba, Sansibar und Mafia nebst ihren vielen kleinen Nachbarinseln teils noch einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung ermangelten, teils noch fast gar nicht bekannt waren, wie namentlich die seit dem deutsch-englischen Sansibarvertrag von 1890 deutsche Insel Mafia.

Zur Ausführung dieses Planes wendete sich Dr. O. Baumann im Herbst 1894 an den unterzeichneten „Verein für Erdkunde“ mit dem Gesuch um Unterstützung, und der Verein erfüllte seinen Wunsch in zuversichtlicher Erwartung eines guten Erfolges. Dieser ist denn auch in vollem Maße eingetreten. Dr. O. Baumann hat trotz wiederholter schwerer Fiebererkrankung die im Frühjahr 1895 begonnene Erforschung und kartographische Aufnahme des Sansibar-Archipels beendet und ist Ende 1895 von Mafia wieder in der Stadt Sansibar eingetroffen, wo er, nach stattgehabter Bestallung zum k. k. österreichisch-ungarischen Konsul, fortan seinen dauernden Wohnsitz hat.

Von dem auf dieser Reise gewonnenen Material hat Baumann zuerst das über die Insel Mafia und ihre kleinen Nebeneilande bearbeitet, weil diese Insel als deutsches Kolonialgebiet natürlich für unser Interesse die nächste ist. Wir publizieren diese Arbeit ohne Zögern, um sie möglichst schnell allgemein nutzbar zu machen und um dem Verfasser seine Priorität zu bewahren. Wir geben „Mafia“ als selbständiges 1. Heft des 3. Bandes unserer „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen“ heraus und wollen in gleicher Weise die ferneren uns von Baumann zugehenden Arbeiten über den Sansibar-Archipel in selbständigen Heften publizieren, um sie nach Abschluss dieser Arbeiten zum 3. Band unserer „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen“ zu vereinigen. Hoffentlich wird dies noch vor Ende des Jahres 1896 geschehen können.

Dem fernen Verfasser aber rufen wir über Land und Meer ein frohes „Glück auf“ zu.

Leipzig, Sommer 1896.

Der Verein für Erdkunde zu Leipzig,
i. A. *Dr. Hans Meyer*, Vorsitzender.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I.	
Der Name Mafia — Historisches — Gestalt und Gröfse der Insel — Geologischer Bau — Korallenland — Sandgebiet — Klima — Flüsse und Seen — Vegetation — Tierwelt.	7
II.	
Bewohner von Mafia — Wambwera — Shatiri — Sklaven — Fremde Ansiedler	13
III.	
Der Handel Mafias — Kokospalme — Andere Kulturpflanzen — Fischerei. Matten-Industrie — Schiffbau — Einfuhr — Statistisches	16
IV.	
Einzelbeschreibung von Mafia — Stadt und Insel Chole — Juani und Kua — Jibondo — Kipingwi — Upenja — Kirongwe — Bweni — Der Leuchthurm Ras Mkumbi — Tireni — Kisimani Mafia	22
V.	
Bwejuu — Die kleinen Inseln im Süden — Songo-Songo — Die kleinen Inseln im Norden — Koma — Kwale — Fanjove — Schlußwort . . .	30

Karten.

Originalkarte von Mafia, nach den Aufnahmen von Dr. Oskar Baumann, mit Benutzung der englischen Seekarte konstruiert. (1:150 000.)

Darauf in Kartons:

- 1) Kartenskizze von Kwale 1:75 000
- 2) " " Koma "
- 3) " " Songo-Songo "
- 4) Übersichtskarte des Südteiles des Sansibar-Archipels.

Inhaltsverzeichnis

Faint, illegible text listing page numbers and chapter titles, likely serving as a table of contents.

I.

An der Stelle, wo der Rufiyi in mächtigem Delta seine Fluten in den indischen Ocean ergießt, ist der deutsch-ostafrikanischen Küste eine Kette von Inseln vorgelagert, die nach der Hauptinsel Mafia füglich als Mafia-Gruppe zusammengefaßt werden können. Sie bilden den südlichsten Teil des Sansibar-Archipels und den einzigen, der nach dem deutsch-englischen Abkommen vom 1. Juli 1890 in deutschem Besitz verblieben ist. Sämtliche Inseln sind reine Korallen-Eilande, die dem Wallriff der ostafrikanischen Küste angehören; nur auf Mafia finden sich Spuren älterer Kalke.

Die größeren Inseln der Gruppe sind seit Menschengedenken bewohnt, die kleineren dienen Fischern als vorübergehender Aufenthalt.

Die Hauptinsel Mafia ist das südlichste der drei großen Eilande des Sansibar-Archipels. Es ist zugleich das kleinste und küstenreichste und weicht in vieler Beziehung von den beiden nördlichen Inseln Sansibar und Pemba ab. Was den Namen Mafia anbelangt, so ist es zweifelhaft, ob derselbe Kiswahili-Ursprunges ist. Wenigstens nennen Eingeborene sowohl als fremde Swahili die Insel niemals Mafia, sondern stets Chole¹. Dabei unterscheiden sie unter Chole mjini, d. h. der Stadt Chole, die auf dem gleichnamigen Inselchen gelegen ist, und Chole shamba, worunter die Hauptinsel Mafia verstanden wird, auf der fast keine geschlossenen Ortschaften, sondern nur Landgüter, Schambas, gelegen sind. Der Name Mafia (spr. Mafia) tritt in der eingeborenen Nomenklatur nur als Kisimani-Mafia, einer Örtlichkeit am Westkap, auf. Dagegen pflegen die Araber die Insel meist mit diesem Namen (von ihnen gesprochen „Máfya“) zu bezeichnen, unter welchem sie auch in der Geschichte vorkommt.

Mafia, in den Chroniken oft auch Monfia genannt, soll schon um das Jahr 1000 n. Chr. dem Reiche des ersten shirazischen Sultans von Kilwa einverleibt worden sein. Nach de Barros² schickte Ali bin Hassan,

¹ Da es sich hier um ein reines Swahili-Gebiet handelt, so wurde die Steere'sche Kiswahili-Orthographie für alle Eigennamen beibehalten. Neben „Chole“ hat auch die deutsche Schreibart „Tschole“ Berechtigung. Unbedingt falsch ist jedoch „Schole“.

² Siehe Guillain, Documents sur l'Afrique Orientale, Paris 1856.

der aus Schiraz eingewanderte Begründer Kilwas seinen Sohn um diese Zeit nach Mafia und ließ diese Insel seiner Herrschaft unterwerfen. Dieselbe stand hierauf Jahrhunderte lang unter Kilwa, und auch das Auftreten der Portugiesen im 16. Jahrhundert änderte nichts wesentliches an diesem Verhältniss. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Portugiesen während ihrer Besetzung Kilwas im 16. Jahrhundert eine grössere Niederlassung auf Mafia besaßen. Ihr ganzes Verhalten in Ostafrika trug trotz seiner langen Dauer doch nur einen provisorischen Charakter: es kam ihnen nicht darauf an, das Land militärisch zu besetzen und in eine portugiesische Kolonie zu verwandeln, sondern nur, es soweit zu beherrschen, um sich den Seeweg nach Ostindien stets offen zu halten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß manche Gebiete von der portugiesischen Herrschaft so gut wie gar nicht berührt wurden. Dazu scheint auch Mafia gehört zu haben. Die Chronik von Rezende¹ erwähnt, daß Mafia auch im Anfang des 17. Jahrhunderts dem damals wieder unabhängigen Sultan von Kilwa unterstand, daß jedoch der portugiesische Kapitän von Mozambique daselbst eine Faktorei besaß, und daß die „Mauren“ (Swahili) der Inseln Auxoly (Chole), Coa (Kua auf Juani) und Zibondo (Jibondo) verpflichtet waren, anlaufenden portugiesischen Fahrzeugen Nahrung zu verschaffen. Die Portugiesen hatten auch ein kleines aus Bruchsteinen gebautes Fort an der Ostseite der Insel angelegt, welches in Kriegszeiten von Mombas aus eine Garnison von 12 Mann bekam. Diese Angabe stimmt nicht mit der Tradition der Bevölkerung, welche das portugiesische Fort in die Gegend von Kirongwe, also an die Nordwest-Küste verlegt, wo bei einer Lokalität Jojo vor wenigen Jahren noch Mauerreste sichtbar waren, die inzwischen von der Flut weggewaschen worden sind. Doch ist es leicht möglich, daß die von Rezende erwähnte, offenbar ganz unbedeutende Niederlassung später nach Jojo verlegt wurde.

Mit Beginn des 18. Jahrhunderts kam Mafia unter die Herrschaft des Imans von Maskat. Dieselbe war jedoch eine rein nominelle, und die Insel bildete lange Zeit einen Schlupfwinkel von Seeräubern. Erst um 1840, als Seyd Saïd seine Residenz von Maskat nach Sansibar verlegte, wurde Mafia thatsächlich ein Teil seiner Besitzungen und erhielt einen arabischen Vali (Statthalter). In dieser Zeit unternahmen die Sakalaven aus Madagaskar in vielen Kanoes einen Überfall auf Mafia. Sie erstürmten die damalige Hauptstadt Kua auf Juani und raubten Menschen und Schätze. Die Gefangenen wurden ihnen jedoch von einer aus Sansibar nachrückenden Hilfsmacht bei Lindi wieder abgenommen. Nach dieser Katastrophe, die sich lebhaft im Ge-

¹ A. a. O. I. Bd. p. 468.

dächtnis der Eingeborenen erhalten hat, wurde der Hauptort von Kua nach Chole verlegt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Küsten der Insel zum erstenmal oberflächlich von englischen Kriegsschiffen vermessen. 1864 fand der Besuch des deutschen Reisenden Kersten statt¹. Während des Araberaufstandes 1888—1890 verhielt sich Mafia völlig ruhig, wie denn Kämpfe und Unruhen nicht die Sache der friedlichen Bewohner dieser Insel sind.

Beim deutsch-englischen Abkommen 1890 wurde Mafia gleich Sansibar und Pemba England zugesprochen, und erst durch ein nachträgliches Übereinkommen und durch den Verzicht Deutschlands auf die Stephenson-Strafse am Nyassa-See gelangte die Insel in deutschen Besitz. Der damalige Bezirksamtman von Kilwa, Herr von Zelewsky, begab sich nach Chole, hifste dort die deutsche Flagge und errichtete einen Sudanesen-Posten. Die Soldaten dieses Postens blieben unter einem schwarzen Unteroffizier längere Zeit sich selbst überlassen und führten ein ziemlich wildes Regiment, so daß der Beginn der deutschen Herrschaft in Chole nicht in angenehmer Erinnerung steht. Nach Abberufung der Sudanesen aber wurde ein Hindu als Zollbeamter nach Chole geschickt, der zugleich eine milde Regierung über die Eingeborenen ausübte, bis er eines Tages mit der Zollkasse das Weite suchte. Auf ihn folgte ein anderer Hindu, der Ende 1892 endlich durch den deutschen Zollbeamten Firnstein ersetzt wurde. Ende 1894 kam der Zollassistent Ritter nach Chole, der dann als einziger Europäer auf der Insel wohnte und die Zollgeschäfte wahrnahm. Der politische Dienst blieb einem, dem Bezirksamt Kilwa unterstehenden schwarzen Akida (Statthalter) überlassen. Der Akida Nebhan bin Nador, ein Bruder des bekannten Soliman bin Nador, wurde aber auf Befehl des Gouverneurs von Wismann wieder seiner Stelle entsetzt. Eine Untersuchung, die durch den Bezirksamtman von Kilwa, Freiherrn von Eberstein, gegen ihn eingeleitet wurde, ergab grobe Unterschleife und Mißbrauch der Amtsgewalt, für welche der Mann im Kerker zu büßen haben wird. Gegenwärtig sind die Bezirksamtsgeschäfte in Chole in den Händen des deutschen Zollbeamten.

Die Insel Mafia hat die Gestalt eines stumpfwinkligen Dreieckes, dessen stumpfer Winkel von der tiefen Chole-Bai ausgeschnitten ist, welche durch die vorgelagerten Inseln Chole, Juani und Miewi den Charakter einer Lagune erhält. Die Hauptrichtung der Insel verläuft von Südwest nach Nordost, sie hat einen Flächeninhalt von 434 qkm. Die Insel ist fast völlig flach und erhebt sich nur an

¹ C. v. d. Deckens Reisen in Ostafrika, Bd. II, 249.

wenigen Stellen bis 30 m über die Meeresfläche. Ihre größten Höhen dürften nicht über 50 m betragen.

Bezüglich des geologischen Baues stellt sich Mafia als reine Koralleninsel dar. Die einzigen Spuren älterer, vielleicht jurassischer Kalke finden sich in der Gegend der Niederlassung Upenja im Centrum der Insel. Durch die Mitte der Insel, von der Chole-Bai zur Nordküste zieht sich eine von zahlreichen kleinen Seen erfüllte Senkung, in der man zweifellos eine alte Lagune zu sehen hat. Vielleicht bestand die Insel ursprünglich aus zwei, durch die genannte Lagune getrennten Hälften, die, durch die Arbeit der Korallentiere verbunden, mit positiver Niveauveränderung schliesslich vereint wurden. Von der See abgeschnitten, zerfiel die Lagune in einzelne Süßwasserseen. Ein ähnlicher Prozeß läßt sich jetzt an der Chole-Bai beobachten, deren Eingänge ebenfalls immer seichter werden, so daß der Zeitpunkt geologisch nicht mehr fern ist, wo die Bai in eine Binnenlagune verwandelt sein wird, und die mächtigen Korallenriffe im Süden der Insel, welche der Südströmung ihre Entstehung verdanken und jetzt schon zur Ebbe trocken fallen, als Festland eine Fortsetzung von Mafia bilden werden.

Wie bei Sansibar und Pemba, so läßt sich auch bei Mafia beobachten, daß die dem vollen Anprall des indischen Oceans ausgesetzte Ostküste nahezu ungegliedert ist. Sie hat nur eine Einbuchtung, die Mlalapwani-Bai, ist sehr felsig und von heftiger Brandung umtobt und wird deshalb von Segelschiffen gänzlich gemieden. An der Ostküste macht sich eine starke Küstenverminderung bemerkbar. Am Strande findet man große Haufen von Bimsstein; es war mir interessant, von erwachsenen Fischern zu erfahren, daß zur Zeit ihrer Kindheit diese Bimssteine noch gar nicht oder doch selten zu finden waren. Man könnte daraus schliessen, daß sie von der Eruption des Krakatao herkommen.

An die Ostküste schließt sich eine Zone steinigen Korallenlandes, welche jedoch sehr schmal ist und nirgends jenen Grad von Zerklüftung und Unwegsamkeit erreicht wie auf Sansibar. Die Entstehung dieser Zone ist wohl daraus zu erklären, daß die heftigen Winde das Ansetzen einer Humusschicht nur in den Schluchten und Senkungen des zackigen jungen Korallenlandes ermöglichen. Durch seinen zerissenen Charakter, die zahlreichen Grotten, Hohlräume und Einsturztrichter und durch die im roten Boden der Senkungen wuchernde Vegetation erinnert das Korallenland der ostafrikanischen Inseln lebhaft an den dalmatinischen Karst. Auch die Erscheinung eines verschwindenden Flusses zeigt sich auf Mafia. Es ist dies der Pangani-

Bach, der unweit des Dorfes Upenja als periodischer Wasserlauf entspringt und nördlich vom Dorfe Mlola zwischen steilen Korallenwänden plötzlich verschwindet. Diese Wände umschließen ein längliches Becken, welches, zur Flutzeit mit Seewasser gefüllt, zur Ebbe nahezu trocken fällt. Die Korallenzone erstreckt sich vom Ras Mkumbi längs der Ostküste bis zur Chole-Bai und setzt sich auf den Inseln Miewi, Juani und Jibondo fort.

An das Korallenland schließt sich im Westen ein Gebiet an, welches den übrigen Teil der Insel einnimmt und vorherrschend sandigen Boden hat. Der rote Lehmboden, der in Sansibar hauptsächlich ansteht, tritt nur vereinzelt, besonders an der Südküste und auf der Insel Chole, auf.

Die Westküste trägt von Ras Mkumbi bis zum Bweni-Kap einen steinigten, der Ostküste ähnlichen Charakter. Hierauf sind ihr Mangroven-Striche und Sandbänke mit hohen Kasuarinen vorgelagert, die von seichten Kanälen durchsetzt sind. Das Ufer selbst fällt in einer niedrigen Rampe gegen diese Zone ab. Erst bei Mfunguni tritt der Steilabfall bis knapp an die See und begleitet das Ufer bis südlich von Tireni, von wo ab wieder sandiges und Mangrovegebiet bis zum Westkap bei Kisimani Mafia vorgelagert ist. Das Südufer der Insel ist hoch und ziemlich steil, mit schmalem Mangrovengürtel. Beim Ras Utende beginnt die Chole-Bai oder eigentlich Chole-Lagune, deren Ufer überall flach und sandig sind und auf kurzem Abstand von dem Abfall begleitet werden, bis sie bei Mchangani in die Felsküste des Ostufers übergehen.

Über das Klima von Mafia sind noch keine zusammenhängenden Beobachtungen gemacht worden. Die Insel dürfte etwas regenreicher sein als das benachbarte Festland. Die ständige Seebrise läßt die Temperatur erträglich erscheinen. Obwohl keineswegs malariafrei, kann doch Mafia als ein für ostafrikanische Verhältnisse gesundes Land bezeichnet werden und hat in dieser Hinsicht einen entschiedenen Vorteil vor Sansibar und Pemba.

Mafia ist bei seiner geringen Ausdehnung keineswegs arm an fließenden Gewässern. Im Osten finden sich allerdings nur periodische Wasserrisse. Die Bäche des Westens jedoch führen ständig Wasser, wenn sie auch nur ein geringes, oft kaum merkliches Gefälle haben. Mehrere Bäche, darunter die aus den kleinen Seen entspringenden, münden in die Chole-Bai, andere bei Kichevi im Nordwesten der Insel, einige an der Südküste und bei Kisimani Mafia. Mehrere Bäche bilden an der Mündung ziemlich breite Mangrove-Aestuaren, die bei Flut ein kleines Stück weit befahrbar sind.

Eine Eigentümlichkeit von Mafia sind die zahlreichen kleinen Seen, von den Eingeborenen „Tanda“ genannt. Ich zählte deren 17, doch ist es wohl möglich, daß noch einige vorhanden sind, von welchen mir nichts bekannt wurde. Die größte Menge liegt im Distrikt Ndongi, die übrigen sind im Norden der Insel verstreut, während es im Süden keine Seen giebt. Fast alle tragen deutliche Spuren eines früheren Zusammenhanges mit dem Meer, haben ziemlich klares, süßes Wasser und sind nur am Ufer verschliffen. Sie haben flache Ufer und wohl nur geringe Tiefen. Die beiden Seen Chuguruma bei Kichevi sind von hohem Wald umgeben.

Es ist dies der einzige Fleck der Insel, wo sich wirklich hochstämmiger Wald findet, sonst ist in der Vegetation das Buschland vorherrschend. Im Korallenland wuchert eine ungemein dichte Gestrüpp-Vegetation, welche dem fruchtbaren Humus-Boden in den Spalten des Korallen-Gesteins entspringt. Sie trägt einen eigenartigen, ziemlich stacheligen Charakter und ist häufig untermischt mit Baumeuphorbien. Besonders im nördlichen Teil der Insel wird diese Vegetation zu einem förmlichen Wald, der allerdings keine bedeutende Höhe erreicht. Das ganze Sandgebiet, soweit es nicht von Pflanzungen bedeckt ist, ist mit lichtem Busch bestanden. Akazien sind darin vereinzelt, häufig sieht man wilde Phönix-Palmen (Ukindo), ein erika-ähnliches hohes Gesträuch und den halbwildern, großblättrigen Akaju-Baum (Mbibu, *Anacardium occidentale*), dessen eßbare gelbe Frucht einen ebenfalls genießbaren Kern (Korosho) besitzt, der geröstet wie Mandeln schmeckt. Außerdem giebt es wohl kaum einen Fleck der Insel, außer im sterilen Korallenland (Ngome), wo nicht einzelne Mango-Bäume das Vorhandensein früherer Kulturen anzeigen.

Ob es viele endemische Pflanzenarten auf Mafia giebt, ist zweifelhaft, jedenfalls gleicht die Vegetation im Charakter sehr jener des benachbarten Festlandes. Dasselbe ist auch bei der Tierwelt der Fall, d. h. es giebt viele Arten des Festlandes, die auf Mafia nicht leben, während das Umgekehrte wohl nur wenig vorkommt. Besonders auffallend auf dieser Insel ist das Flußpferd, welcher mächtige Dickhäuter auf Sansibar und Pemba gänzlich fehlt. Es ist zweifellos, daß die Flußpferde ursprünglich aus der Rufiyi-Mündung nach Mafia eingewandert sind. Daß Flußpferde sich stellenweise in die See wagen, ist eine bekannte Thatsache, und man kann sich in der Chole-Bai häufig davon überzeugen, daß sie ein gelegentliches Seebad keineswegs scheuen. Wenn Hochfluten des Rufiyi mit günstigen Winden zusammentreffen, so ist es daher gar nicht verwunderlich, wenn Flußpferde nach Mafia verschlagen werden. Einmal dort an-

gelangt, finden sie die denkbar günstigsten Existenzbedingungen. Die zahlreichen kleinen Seen bieten Badeplätze am Tage, und die Weideplätze der Insel geben reichliche Nahrung. Besonders zur Regenzeit tauchen sie in den entlegensten Teilen der Insel auf und richten durch Abweiden und Zertrampeln in den Pflanzungen der Eingeborenen großen Schaden an. Noch mehr thun dies die Wildschweine, die in großen Mengen auf der Insel vorhanden sind, und gegen deren Verheerungen die Eingeborenen sich nur durch Anlage starker Gitter um die Pflanzungen schützen können. Was Fluspferde, Wildschweine und Feldratten verschonen, fällt den Affen zum Opfer, die auf der Hauptinsel, besonders aber in Juani, sich in großen Herden herumtreiben. An Wild gibt es sonst noch Zwergantilopen (auf Mafia Chesi genannt) und zahlreiche Perlhühner und Wildtauben. Die Webervögel richten an den Kokospalmen stellenweise Schaden an. Der einzige natürliche Feind dieser Tiere und der Haustiere ist die Pythonschlange (Chatu), die in ganz mächtigen Exemplaren vorkommt. Krokodile giebt es auf Mafia keine, dagegen viele große, aber gänzlich harmlose Leguane (Kenge). Die Termiten (Nehwa) finden sich auf der Hauptinsel, und besonders auf dem Inselchen Chole in großen Mengen. Wildbienen werden von den Eingeborenen in keiner Weise gehegt, doch wird deren Honig öfter ausgenommen.

II.

Unter den Bewohnern von Mafia sind die Wambwera die ältesten. Sie sind stammverwandt mit den zwischen Kisiju und den Rufiyi-Mündungen lebenden Küsten-Swahili. Der Name leitet sich von der gegenüber Kisimani Mafia gelegenen Landschaft Umbwera im Rufiyi-Delta her. Die Einwanderung hat jedenfalls schon in sehr früher Periode stattgefunden. Die Wambwera sprechen einen sehr guten Dialekt des Kiswahili und spielen auf Mafia eine ähnliche Rolle wie die Wahadimu in Sansibar. Ihre Niederlassungen sind über die ganze Insel verstreut, in geschlossenen Mengen bewohnen sie den Norden, sie sind auch die einzigen spärlichen Besiedler des Korallenlandes Ngome.

Es sind meist dunkelfarbige Leute, die sich in Tracht und Lebensweise nicht von den Küstenschwahili unterscheiden. Sie sind wie diese Sunniten vom chaffertischen Ritus. Die Wambwera mieden früher aus Furcht vor arabischen Sklavenräubern die Küste und legten ihre Dörfer im Innern der Insel an; erst als unter Seyd Saïd allmählich geordnetere Zustände eintraten, zogen sie an den Meeresstrand. Die Zahl der Weiber soll jene der Männer überwiegen.

Die Wambwera sind ein friedliches, ziemlich bedürfnisloses Völkchen, das nach altem Brauch seinen Feldbau und seine Viehzucht betreibt. Krieg ist von Alters her unbekannt, selbst Prügeleien der Dorfjugend kommen nur selten vor. Sie leben unter kleinen Häuptlingen; der angesehenste auf der Insel ist jener von Bweni.

Sehr alte Ansiedler auf Mafia sind die Shatiri, welche gewissermaßen den Adel vorstellen. Sie sind die Hauptbewohner der Stadt Chole, leben außerdem in Kipingwi und Kipandeni und besitzen Landgüter in allen Teilen der Insel. Sie nennen sich „Sherifu“ (Abkömmlinge des Propheten) und leiten ihren Ursprung von Hadramaut her. Sie sind eines Stammes mit den Shatiri von Barawa, Siu (bei Lamu) und Wassin und gehen mit diesen Wechselheiraten ein. Ihre Einwanderung erfolgte jedenfalls vor Jahrhunderten. Sie sind unter den „Mauren“ gemeint, von welchen in shirazischen und portugiesischen Chroniken die Rede ist.

Die Shatiri sind vielfach hochgewachsene Leute von lichter, angenehm brauner Hautfarbe; stellenweise trifft man nahezu weiße, daneben allerdings auch recht dunkelfarbige Individuen. Sie haben meist glattes, nur leicht gekräuselttes Haar und auffallend feine Glieder. Ihre meist recht anziehenden Gesichtszüge zeigen eine Mischung von Araber- und Negertypus, bei welcher einmal der erstere, einmal der letztere überwiegt. Die Shatiri kleiden sich sehr sorgfältig, sind heiterer Gemütsart, intelligent und den reinen Arabern weit vorzuziehen. Sie sind vielfach wohlhabend, und die Kokospflanzungen der Insel sind hauptsächlich in ihrem Besitz. Sie sind ebenfalls Sunniten und recht eifrige Mohamedaner; es giebt kaum einen Shatiri, der die Koranschule nicht besucht hätte. Ihre hübschen Weiber hüten sie mit Eifersucht und gestatten ihnen niemals, das Haus zu verlassen. Sie sprechen unter sich ausschließlich Kiswahili, doch giebt es einzelne, welche der arabischen Sprache mächtig sind. Sie pflegen auf ihren Landgütern Moscheen zu erbauen und beerdigen ihre Toten in gemauerten Gräbern mit pyramidenartigem Denkmal. Dabei genießen sie ziemlich offen geistige Getränke und sind überhaupt keineswegs fanatisch. Die Maskataraber mögen sie nicht leiden und halten sich für viel vornehmer als jene. Ihre Zahl dürfte 2000 nicht übersteigen.

Neben dieser seit vielen Generationen ansässigen Bevölkerung trifft man auf Mafia auch jüngere Einwanderer. Unter diesen spielt die Sklavenbevölkerung quantitativ die erste Rolle. Die Sklaven auf der Insel stammen vielfach aus dem Rufiyi-Gebiet, wo zur Zeit der Heuschreckennot Leute billig verkauft wurden, und gehören den

Stämmen des Südens von Deutsch-Ostafrika, hauptsächlich den Wanyassa und Wayao an. Viele Sklaven sind bereits auf der Insel geboren. Die meisten Sklaven sind Eigentum der Shatiri, einzelne besitzen auch die Wambwera. Da die Arbeit auf den Kokospflanzungen keine besonders schwere ist, da ferner die Sklaven genügende Nahrung haben und die Furcht vor den deutschen Behörden Übergriffe der Herren selten macht, so ist das Los der Sklaven ein erträgliches und jedenfalls unvergleichlich besser als das der Sklaven in Sansibar und Pemba.

Wahrscheinlich erst seit der Besitzergreifung der Insel durch Seyd Saïd haben sich einzelne Maskataraber dort niedergelassen. Einige derselben gründeten bei Kisiwani Mafia ein Dorf und gingen Mischehen mit den Negerinnen ein. Ihre Nachkommen leben jetzt noch in Kisimani Mafia, gehören der ibathitischen Sekte an, sprechen jedoch nur Kiswahili und tragen deutlichen Mischlingstypus. Reine Maskataraber leben einzeln in Chole und Kirongwe.

Suri-Fischer aus dem Persischen Meerbusen halten sich jahrelang auf Mafia und den kleinen Nebeninseln auf.

Sheher-Araber (Shihiri) und Leute aus Hadramaut und Makalla leben nur wenige auf der Insel, einige als Gutsbesitzer, die andern als Krämer in Chole. Von Belutschen ist nur ein einziger, der frühere Jemadar des Sultans, ansässig.

Swahili aus Malindi haben sich seit zwei Generationen an der Südküste bei Chem-Chem angesiedelt. Es sind meist angesehene, begüterte Leute, denen die Shatiri nahestehen; oft sind sie auch mit diesen verschwägert.

Eine kleine Kolonie von Komorenern (Angasija) lebt bei Baleni.

Indische Kaufleute sind, wie mir mitgeteilt wurde, 22 auf der Insel ansässig. Sie leben nicht nur auf Chole, sondern besitzen auch Läden auf Mafia, besonders zu Marinbani und Kirongwe. Sie bestehen aus Mohamedanern (im Kiswahili „Wahindi“ genannt) und heidnischen Hindu (im Kiswahili „Banyani“). Unter den Mohamedanern giebt es Kojah und Borah, unter den Hindu Vedagläubige, den Kasten der Brahmins, Bathias und Banyas angehörig, und Jains. Alle stammen aus der Bombay-Präsidenschaft. Sie stehen ausschließlich in Verbindung mit Sansibarern Häusern und kehren nach einigen Jahren mit dem Erworbenen nach ihrer Heimat zurück.

Über die Bevölkerungszahl von Mafia zu einem sicheren Urteil zu gelangen, ist nicht leicht, da ein Teil der Bewohner nicht in geschlossenen Ortschaften, sondern in den Pflanzungen verstreut

lebt. Nach möglichst genauer Schätzung bin ich zu der Ziffer von 6000 Einwohnern für Mafia, einschliesslich Chole, Juani und Jibondo gelangt.

III.

Der Handel Mafias beruht hauptsächlich auf den landwirtschaftlichen Produkten; von diesen soll im folgenden die Rede sein.

Unter den Kulturpflanzen nimmt die Kokospalme ihrer Bedeutung nach die erste Stelle ein. Sie wird wohl schon von Alters her auf der Insel gepflanzt. Die Wambwera bauen Kokospalmen nur in geringen Mengen und zum eigenen Gebrauch und beginnen erst in neuerer Zeit grössere Pflanzungen anzulegen. Solche besitzen aber hauptsächlich Araber und Shatiri. Ein Verdienst um die Verbreitung der Kokos-Kultur erwarb sich der Araber Salim bin Saïd, der jahrelang Statthalter des Sultans auf Mafia war und grosse Pflanzungen bei Tireni anlegte. Die grössten Kokos-Schamben liegen um die Chole-Bai und an der Südküste von Mafia, sowie an der Nordküste zwischen Tireni und Kichevi. Jedoch auch im Innern und im Norden der Insel, bei Baleni, Upenja, Kirongwe, Changwa u. s. w. liegen schöne Kokos-Schamben verstreut. Auf der Insel Chole tragen die Palmen nur kleine Früchte; überhaupt ist es eine auffallende Tatsache, dass auf allen kleinen Inseln von Kwale bis Songo-Songo die Kokospalme nur schlecht gedeiht.

Die eingeborenen Pflanzler auf Mafia setzen die Kokosnüsse erst in Saatbeete und verpflanzen sie sodann. Besonders die Wambwera begehen nicht selten den Fehler, die Palmen zu nahe aneinander zu pflanzen. In gut gehaltenen Schamben stehen sie jedoch regelrecht in Reihen. Als Versuch zur Düngung wird in die Pflanzlöcher beim Zuschütten die Oberflächen-Erde zuerst eingeworfen. Bei gut gehaltenen Pflanzungen wird das Gestrüpp zwischen den Palmen abgehauen und um die Stämme angehäufelt. Doch sind auch solche Schamben keineswegs selten, wo Gesträuch und Unkraut ungestört zwischen den Palmen wuchert, wodurch deren Ertragnis sehr beeinträchtigt wird.

Die Kokospalme gedeiht in dem sandigen Boden von Mafia ganz vorzüglich und trägt schon im 4. bis 5. Jahre reichliche Früchte. Nach 6 Jahren kann sie als ausgewachsen betrachtet werden. Die Palmen auf Mafia bringen ungewöhnlich grosse Nüsse hervor, wie ich solche weder in Afrika noch in Indien und Ceylon jemals gesehen. Stellenweise wird auch die kleine Varietät mit gelben Nüssen (Mnazi ya

Pemba) gepflanzt, von welchen jedoch nur die jungen Saftnüsse (Madafu) Verwendung finden.

Die reifen Kokosnüsse kommen enthülst mit der Schale zum Export. Nur selten wird die Schale aufgeschlagen und die Nufs als Kopra exportiert. Kokosfaser (Coir) wird als solche nicht ausgeführt, sondern zu Stricken verarbeitet. Zu diesem Behufe wird die Faserhülle der Nufs in Löchern am Strande vergraben, die von der Flut überschwemmt werden. Nach mehreren Monaten herausgenommen, werden die Fasern von Weibern mit Klöppeln auf einem Brett bearbeitet, bis die gelbliche Faser völlig rein ist. Diese wird hierauf von Seilern zu Stricken verarbeitet, die in Ballen zur Ausfuhr gelangen. Die harte Schale wird zu Schöpflöffeln (Kata) benutzt. Die Palmblätter (Makuti) dienen zum Dachdecken, oft sogar zum Bekleiden der Wände und gelangen auch zur Ausfuhr nach der Küste.

Nimmt man die Fläche des von Kokospalmen bestandenen Landes zu ca. 40 qkm an und setzt pro Palme eine Fläche von 20 qm, so ergibt sich für Mafia eine Anzahl von ungefähr 2000 Palmen.

Nur zum lokalen Gebrauch wird die Areka-Palme (Popo) angepflanzt, die nicht besonders gut gedeiht.

Reis wird überall auf der Insel, doch nicht in genügenden Mengen angepflanzt, so daß solcher noch von ausen importiert werden muß. Dasselbe ist bei Sorghum der Fall, welches hauptsächlich von Wambwera auch im Korallenland mit Erfolg angebaut wird. Maniok bildet die vorzüglichste einheimische Nahrungspflanze, die meist auf den Schamben zwischen den Kokospalmen gepflanzt wird. Sesam wird ziemlich viel, hauptsächlich bei Kirongwe gebaut und gelangt auch zur Ausfuhr. Außerdem baut man Hülsenfrüchte, Kürbisse, Gurken, Tomaten, Bataten und etwas Tabak. An Fruchtbäumen finden sich Mangos in prachtvollen Bäumen und guter Qualität, ferner Bananen, Orangen, Citronen, Guayaven und die vorerwähnten Akaju-Bäume (Mabibu). Ananas gedeihen überall bei den Niederlassungen. Zuckerrohr wird stellenweise zum lokalen Gebrauch angepflanzt. Größere Felder davon besaß Salim bin Saïd bei Tireni, der auch eine Melasse-Mühle anlegte. Doch erwies sich der Zuckerrohr-Bau auf Mafia nicht als lohnend. Gewürznelken wurden mehrfach versuchsweise, teilweise mit Erfolg gepflanzt. Aber die an die bequeme Kokospalmen-Kultur gewöhnten Mafia-Pflanzer konnten sich nicht zum Anbau der mehr Arbeit und Sorgfalt erfordernden Nelkenbäume entschließen.

Von wild vorkommenden Produkten der Pflanzenwelt findet sich etwas Kopal bei Kirongwe und bei Chem-Chem in schlechter Qualität,

welches zur Ausfuhr gelangt. Mafia wird schon von den Portugiesen als Harz lieferndes Land erwähnt, doch handelt es sich dabei wahrscheinlich um Kopal, der von der Küste importiert wurde.

Besonderes Interesse nimmt die Viehzucht in Mafia in Anspruch. Denn ebenso wie die Landwirtschaft auf dieser Insel unter der Heuschreckenplage nicht zu leiden hatte, so wurde die Viehzucht auch fast ganz von der schrecklichen Seuche verschont, die 1891 einen großen Teil der ostafrikanischen Viehherden vernichtete. Das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika erließ hierauf, um den Viehstand auf Mafia zu heben, ein Verbot der Ausfuhr von Rindvieh sowohl nach Sansibar als nach der Küste. Der schon früher nicht unbedeutende Viehstand hat sich infolgedessen noch gehoben, und die Zahl von 2500 Rindern für Mafia dürfte nicht zu hoch gerechnet sein. Die kleinen Zeburinder gedeihen vorzüglich auf den Weideplätzen der Insel, sie haben allerdings kein sehr wohlschmeckendes Fleisch und liefern nur wenig Milch. Im Norden der Insel treiben sich die Rinder der Wambwera halbwild im Busch umher. Auch Ziegen und Schafe, sowie von Geflügel Hühner und Enten werden überall gehalten. Als Reittiere dienen gute Esel arabischer Abstammung.

Die Küstenbewohner Mafias und der benachbarten Inseln widmen sich mit Eifer dem Fischfang, dessen Produkte hier Erwähnung finden mögen. Getrocknete Fische, besonders Haifische (Papa), sowie Tintenfische (Pweza) werden im Lande selbst verbraucht und gelangen zur Ausfuhr. Ein Nebenprodukt ist der übelriechende Haifisch-Thran (Sifa), der zum Dichtmachen der Boote und Segelschiffe dient. Schildpatt wird in ziemlich großen Mengen und recht guter Qualität gewonnen. Perlmutterschalen findet man hauptsächlich auf den großen Korallenbänken südlich der Insel, meist in ziemlich kleinen Exemplaren. Perlen sollen in größeren Tiefen gefunden werden und werden wohl nur von den im Tauchen geschickten arabischen (Suri-) Fischern thatsächlich erlangt. Dieselben warten den Zeitpunkt des niedrigsten Wasserstandes ab und machen dann Tauchversuche. Edelkorallen sollen vorkommen, werden jedoch von Eingeborenen nicht gefischt. Die früher sehr bedeutende Kauri-Fischerei hat mit der Nachfrage nach Kauris fast gänzlich aufgehört, andere Muscheln gelangen als Ziermuscheln vereinzelt zur Ausfuhr. Bei allen Produkten des Fischfanges, hauptsächlich den wenig umfangreichen und wertvollen, können die Listen des Zollamts Chole nicht entfernt als maßgebend für die Bedeutung des Exports betrachtet werden. Denn die Fischer haben es allzu bequem, ihre Produkte an durchfahrende Dhaus zu verkaufen.

Wenn bei Schilderung eines afrikanischen Gebietes die Landesprodukte aufgezählt sind, so pflegt damit der Export erschöpft zu sein, denn von Industrie ist im allgemeinen kaum die Rede. In dieser Hinsicht ist Mafia eine Ausnahme, denn es besitzt eine recht bedeutende Haus-Industrie. Bei Besprechung der Kokospalme ist bereits von der Seilerei die Rede gewesen, deren Erträgnisse, die Kokos-Stricke, in einem Werte von jährlich ca. 10 000 Rps. zur Ausfuhr gelangen. Wichtiger und interessanter ist die Matten-Industrie. Chole-Matten sind in Sansibar und an der Küste bekannt und werden in einem Werte von 13 000 Rps. jährlich, nach dem Zollberichte, ausgeführt. Dabei sind jene Matten nicht mitgerechnet, die im Lande selbst verbraucht werden, und jene, die wohl jeder Matrose und Passagier als Privatgepäck mitführt und die nicht zur Verzollung kommen. Die Matten werden eingeteilt in rechteckige Schlafmatten (Mikeka), oblonge Gebetmatten (Misala) und trichterförmige Speise-deckel (Makawa). Seltener werden kreisrunde Vitanga gefertigt, die als Unterlage für das Speisebrett oder den Mühlstein dienen, mit welchem die Weiber Mehl mahlen. Wohl nur auf Bestellung werden feine Fußboden-Matten (Mikeka-Jamvi) hergestellt. Die groben Fußboden-Matten (Jamvi), die aus Bagamoyo ziemlich viel exportiert werden, werden auf Mafia nur wenig zum lokalen Gebrauch gefertigt.

Das Material für die Matten liefert die Phönix-Palme, meist *Phoenix reclinata* (Ukindo), die auf Mafia überall wild wächst. Die jungen, noch nicht entfaltenen Blattfächer werden abgeschnitten und getrocknet, wobei sie eine angenehm strohgelbe Farbe annehmen. Sie werden hierauf in Streifen von ca. 2 mm Breite zerschnitten. Diese werden teils ungefärbt, teils gefärbt zum Flechten verwendet. Zum Schwarzfärben dient eine Wurzel (Mdaa), die getrocknet und verkohlt wird, grün wird aus zwei verschiedenen Blättern (Nanaha) gewonnen, rot (fua) und gelb (manjano) wird von den Indern importiert. Die Ukindo-Fasern werden mit dem Farbstoff verkocht. Hierauf werden Streifen (Ukili) von 6—25 mm Breite geflochten und zwar einfarbige und gemusterte (Ukili ya kazi). Bei den letzteren unterscheidet man Sternmuster (Nyota), Pfeilmuster (Mshari) und den europäischen Baumwollzeugen nachgeahmte (Kanga). Die Streifen werden hierauf zu Matten zusammengenäht, wobei ebenfalls Ukindo benutzt wird, und um die Matte ein Saum (Pindo) genäht. Die gesamte Arbeit liegt in den Händen der Frauen, nur beim Nähen helfen manchmal die Männer mit. Sowohl Wambwera als Sklaven und Shatiri beteiligen sich an der Mattenindustrie; in den Harems der letzteren werden sogar die schönsten Arbeiten gefertigt. Je schmaler

die Ukindo und Ukili, je lebhafter die Färbung und je sorgfältiger die Flechtarbeit, desto schöner ist die Matte. Leider werden schöne Arbeiten immer seltener gefertigt, weil die Nachfrage nach grober, billiger Verbrauchsware stärker ist und niemand die höheren Preise für feinere Arbeiten bezahlen will. Es wäre eine dankbare Aufgabe für die Kulturabteilung des Gouvernements von Deutsch-Ostafrika, zur Befruchtung dieser entwicklungsfähigen und interessanten Industrie beizutragen, wie dies von der österreichischen Regierung in Bosnien, von der englischen in Indien mit so großem Erfolg bei halb im Erlöschen begriffenen Hausindustrien geschehen ist.

Eine andere in Chole betriebene Industrie ist der Schiffsbau. Die Bauberren sind meist Shatiri, die zum eigenen Gebrauch und zum Verkauf vorzüglich segelnde Boote und Dhaus erbauen lassen. Die Handwerker sind meist ihre Sklaven, durchweg einheimische Schwarze. Das Bauholz wird von der Msala-Mündung des Rufiyi gebracht, das Holz für die Kiele aus Kasuarinen von Bwejuu und West-Mafia gewonnen. Die flotten Boote, welche den Verkehr in der Chole-Bai vermitteln, sind ausschließlich in Chole gebaut, daneben aber auch größere Fahrzeuge, die zu Reisen an der ostafrikanischen Küste und selbst nach Arabien und Indien seetüchtig sind.

Die genannten Landes- und Industrieprodukte bilden die Ausfuhr Mafias, die Einfuhr besteht vor allem in Erzeugnissen der europäischen, indischen und amerikanischen Industrie, in Baumwoll- und andern Stoffen, Fez, Eisen- und Glaswaren, Petroleum und den zahlreichen anderen Artikeln, die an den verschiedenen Plätzen Ostafrikas ziemlich dieselben sind und für Mafia nichts besonders charakteristisches bieten. Erwähnenswert ist, daß von Sansibar und von der Küste ganz bedeutende Mengen Reis, Sorghum und Chooko (Hülsenfrüchte) eingeführt werden. Der Reis kommt teils von Indien, teils vom Rufiyi-Gebiet, Sorghum und Chooko (auch der via Sansibar importierte) fast ausschließlich aus Deutsch-Ostafrika. Der Grund dafür, daß eine so reiche Insel wie Mafia nicht einmal den eigenen Nahrungsbedarf der Bewohner decken kann, scheint mir in der die natürliche Indolenz der Tropenbewohner noch fördernden Kokospalmen-Kultur zu liegen. Man holt einfach ein paar Kokos-Nüsse von den Palmen, verkauft sie an den Inder und kauft für den Erlös beim selben Inder Getreide, was viel bequemer ist als Felder zu beackern, besonders wo Flufspferde, Wildschweine und Affen den Ertrag gefährden. Außerdem geht fast die ganze anderwärts von den Weibern besorgte Feldarbeit durch die immerhin einträglichere Mattenindustrie verloren. Es wäre also irrig, aus der reichlichen Einfuhr von

Nahrungsstoffen von ausßen (die übrigens in gleicher Weise in Sansibar stattfindet) auf ungesunde wirtschaftliche Verhältnisse zu schließen. Die Hebung der Kokospalmen-Kultur, die der Mattenindustrie, sowie die Erlaubnis zur Ausfuhr von Vieh wird die Mengen der Getreide-einfuhr wahrscheinlich noch bedeutend verstärken.

Zur Orientierung möge die den Gesamthandel Mafias umfassende Liste der Ein- und Ausfuhr im Zollhause Chole für November 1894 bis November 1895 Mitteilung finden¹:

Ausfuhr von Chole nach Sansibar:

Kokosnüsse	ca. 4000 000 Stück	im Werte von	100 000 Rps.
Kopra	" 45 000 Engl. Pfd.	" " "	3 500 "
Kokos-Stricke	" 150 000 "	" " "	8 000 "
Matten und Ukindo		" " "	12 000 "
Perlmuscheln	" 200 000 "	" " "	3 000 "
Schildpatt	" 200 "	" " "	2 000 "
Sesam	" 65 000 "	" " "	3 500 "
Kadi-Muscheln, Wachs, Kopal u. Flufspferdzähne		" " "	<u>1 000 "</u>
			133 000 Rps.

Ausfuhr von Chole nach Deutsch-Ostafrika:

Kokosnüsse	ca. 37 000 Stück	im Werte von	11 000 Rps.
Kokosstricke	" 35 000 Engl. Pfd.	" " "	2 000 "
Matten, Ukindo		" " "	1 000 "
Getrocknete Fische		" " "	3 000 "
Rindvieh, 120 Stück (mit besonderer Erlaubnis ausgeführt)		" " "	<u>2 000 "</u>
			19 000 "
		Dazu obiger Betrag	<u>133 000 "</u>
Gesamtausfuhr von Mafia			152 000 Rps.

Einfuhr von Sansibar nach Chole:

Verschiedene Artikel	ca. 76 000 Rps.
Reis, Mtaa, Chooko	" <u>24 000 "</u>
	100 000 "
Einfuhr von Deutsch-Ostafrika	<u>30 000 "</u>
	130 000 Rps.

¹ Diese Liste wurde mir vom Zollassistenten Herrn Ritter in Chole freundlichst zur Verfügung gestellt.

Es ergibt sich demnach ein Überschufs von 22 000 Rps. der Ausfuhr über die Einfuhr. Man ersieht ferner aus dieser Liste, daß nahezu der Gesamthandel Mafias sich über Sansibar bewegt, und daß die Insel mit Deutsch-Ostafrika wirtschaftlich kaum im Zusammenhang steht. Der Vorgang ist derart, daß die Landesprodukte, hauptsächlich Kokosnüsse und Matten, in Mafia selbst an die Inder verkauft werden, welche dieselben nach Sansibar führen. Die Kokosnüsse gehen von dort als Kopra nach Europa, die Matten werden teils im Lande verbraucht, teils nach der Somali-Küste, nach Arabien oder Indien exportiert. Nur sehr wenige Produzenten bringen ihre Produkte selbst auf den Sansibar Markt.

Dadurch fällt der Löwenanteil des Gewinnes den Indern zu, die fast nichts im Lande verzehren, ihre Überschüsse regelmäsig nach Indien schicken und, sobald sie genügend verdient haben, nach der Heimat zurückkehren. Europäische Unternehmungen sind in Mafia in keiner Weise beteiligt.

IV.

Der Mittelpunkt des Handels, die einzige gröfsere Niederlassung der Insel ist Chole. Der Ort liegt auf dem gleichnamigen Inselchen, das den blauen, von Segelbooten durchfurchten Fluten der Chole-Bai entsteigt und mit seinen saftig grünen Mangos, abenteuerlichen Affenbrotbäumen und den zahlreichen schlanken Kokospalmen von weitem einen reizenden Eindruck macht. Der Ort hat höchstens 2000 Einwohner, deren Hütten über das Inselchen verstreut und vielfach von Feldern und prachtvollen Mangohainen unterbrochen sind. Am dichtesten liegen die Hütten am Nordende der Insel, wo sich das massive deutsche Zollhaus, ein recht ansehnliches Gebäude, erhebt, in dem der Beamte als einziger Europäer ein einsames und doch beneidenswertes Dasein führt. In der Stadt herrschen Lehmhütten mit Palmblattdächern vor, vereinzelt sind Steinhäuser, die jedoch ebenfalls Blätterdächer haben, da flache Dächer in Mafia als ungesund gelten. Der arabische Akida, einer jener lächerlichen „Reform-Araber“, die den preussischen Unteroffizier womöglich noch übertrumpfen möchten, dabei aber meist noch gröfsere Schufte sind als ihre unverfälschten Landsleute, hat sich in blindem Eifer alle Mühe gegeben, den reizenden Ort Chole durch „Verschönerungen“ zu verunstalten. Er legte mächtig breite, sich rechtwinkelig schneidende Strafsen an, auf die die Tropensonne unbarmherzig herabbrennt, und längs deren die sonst so malerischen Negerhütten als jämmerliche Lehmuden er-

scheinen. Der armselige Eindruck wird noch durch magere Bananen-Stauden erhöht, die der Reformator in regelmäßigen Abständen einpflanzen liefs.

Mit Verwunderung sieht man diese trostlosen Strafsenungetüme in einem Lande, wo es weder Wagen noch Pferde giebt, und fragt sich, wozu die Bewohner durch solche unnütze Anlagen belästigt und zu Ausgaben gezwungen werden, für welche sie so gut wie keine Entschädigung erhalten. Praktisch sind solche regulierte Orte jedenfalls nicht, und ob sie schön sind, darüber kann man auch sehr verschiedener Ansicht sein. Zum Glück ist es dem Akida nicht gelungen, ganz Chole derart zu verunstalten, und ein Trost liegt auch darin, daß die Zeit wohl nicht fern ist, wo über die ganze Anlage — im buchstäblichen Sinne — Gras wächst. Noch giebt es in Chole echte Negerviertel mit schattigen winkeligen Strafsen, die von den Bewohnern blank gefegt werden, mit malerischen Hütten, neben welchen die Granate und der Citronenbaum gedeihen, und wo in den Veranden Weiber mit geschickter Hand Matten flechten. Viele Häuser liegen in den Feldern verstreut; sie haben alle Höfe, die mit Sorghumstroh eingefafst sind. Besonders hübsche Stellen sind die alten, teilweise erhaltenen Moscheen mit ihren Brunnen, wo das schwatzende Weibervolk Wasser schöpft. Da giebt es pyramidenförmige Scherifengräber im tiefen Schatten von Banyan-Bäumen, da alte braune Mauern, einen verwilderten Garten umfassend. Keine Ruine dürfte älter als etwa 100 Jahre sein.

Chole hat fruchtbaren roten Boden, der besonders den Mangobäumen zuzusagen scheint, die in wahrhaft riesenhaften Exemplaren dort zu finden sind. Kokospalmen liefern, wie schon oben erwähnt, nur verkümmerte Früchte.

Die Bewohner von Chole sind aufser Indern, Arabern, Shatiri und ihren Sklaven auch zahlreiche dunkelfarbige Swahili, meist Nachkömmlinge von Sklaven, die gewöhnlich Matrosen sind. Die Chole-Leute sind ein freundliches, munteres Völkchen¹, leicht zu behandeln und ohne anderen Wunsch, als ihren Lebensunterhalt ruhig verdienen und ihren nationalen Lustbarkeiten, Tänzen und Spielen ungestört nachgehen zu können.

Der Hafen von Chole ist der denkbar schlechteste. Die Einfahrt von Osten her ist durch Riffe und Brandung für Segelschiffe unmöglich gemacht und auch für Dampfer sehr gefährlich. Vom Westen her können Dampfer mit Ausnahme ganz kleiner Zollkreuzer überhaupt nicht einlaufen und müssen meilenweit bei Jibondo ankern. Auch gröfsere einheimische Segelschiffe, besonders die zweimastigen

indischen und arabischen Kotias wagen kaum jemals die schmale Einfahrt in die Chole-Bai, die selbst für kleine Dhaus gefährlich ist und sehr ortskundige Führung erfordert. Während meines Aufenthaltes in Chole scheiterten zwei Dhaus bei der Einfahrt, und Unglücksfälle gehören dort keineswegs zu den Seltenheiten. Dabei besteht die Zollvorschrift, daß alle Mafia anlaufenden Dhaus, auch die, welche im Norden der Insel Kokosnüsse einladen, nach Chole zur Verzollung kommen müssen. Der Dhauverkehr vor dem Zollhaus Chole ist daher ein sehr lebhafter. Da sind vor allem die Segelboote, die den Verkehr in der Chole-Bai hauptsächlich mit dem gegenüberliegenden Utende vermitteln, ferner vergeht wohl kein Tag, wo nicht eine oder mehrere Dhaus aus Sansibar oder Kilwa mit Trommelklang und Jubelgeschrei der Mannschaft in den Hafen einlaufen. Mit dem Aus- und Einladen, dem Kalfatern und Ausbessern der Dhaus vergehen oft Tage und Wochen, welche die Mannschaft gern in dem freundlichen Chole zubringt. 20—30 Dhaus sind im Hafen von Chole keine Seltenheit. Die meisten derselben fahren unter deutscher, andere unter englischer und Sultansflagge.

Durch einen schmalen, von Mangroven eingesäumten Meeresarm, welcher bei Ebbe trocken fällt, ist die Insel Juani von Chole getrennt. Der Verkehr mit Chole findet nur zu Fuße bei Niedrigwasser statt. Die Chole-Leute pflegen in Juani ihr Feuerholz zu holen, die ca. 400 Bewohner von Juani beziehen alle ihre Bedürfnisse von Chole und betrachten ihre Dörfer gewissermaßen als Vororte der kleinen Hauptstadt. Die Insel Juani ist nach der Hauptinsel die größte der Mafia-Gruppe. Sie besteht fast ganz aus steinigem Korallenland, das mit dichtem niedrigen Buschwerk bewachsen ist, in dem zahlreiche Affen, Wildschweine, Zwergantilopen, Perlhühner, Ratten und Pythonschlangen ihr Wesen treiben. Die Ostküste ist felsig und unzugänglich. Die Westküste besitzt einen breiten Gürtel hoher Mangroven, durch welche die dahinter liegenden Dörfer den Blicken fast ganz verhüllt werden. Auf der ganzen Insel giebt es nur einen guten Brunnen, Kisima cha Jumbe, gegenüber der Insel Chole. Er hat einen cylinderischen Durchschnitt, massive Steineinfassung und zeigt Überreste einer früheren Quertrennung durch eine Mauer, die angeblich den Brunnen in eine Abteilung für Freie und eine für Sklaven trennte. Beim Brunnen liegen einige Hütten. Der Hauptort der Insel liegt etwas weiter nördlich hinter Mangroven versteckt, mit etwa 60 ärmlichen Hütten und einem Brunnen mit fast ungenießbarem Salzwasser. Nördlich von Jambe liegen die Sorghum-Felder der Bewohner. Kokos-

palmen gedeihen auf Juani nur schlecht, Mangos sieht man keine. Das nördlichste Dorf der Insel ist Jambe mit einem Dutzend Hütten, deren Bewohner teils aus der Kisima cha Jumbe, teils, bei gutem Winde vom Festlande, von Mafia ihr Trinkwasser holen. Die Juani-Leute behaupten Shirazi zu sein, sind aber wohl nur Wambwera. Der östliche Teil der Insel ist unbewohnt.

Interessant sind auf Juani die Ruinenstätten, besonders jene von Kua. Diese liegt am Strande, südlich vom Kisima cha Jumbe, der jedenfalls der Brunnen des Ortes war, und ist in dichtem Gestrüpp verborgen. Das auffallendste an dem großen Ruinenfeld sind feste Bruchsteinmauern, die mehr oder weniger große, viereckige freie Plätze umfassen. Es ist zweifellos, daß im Innern derselben früher Lehmhütten gestanden haben, wie man dies heute noch in Chole findet. Daneben giebt es auch einige steinerne Wohngebäude und drei Moscheen. Besonders auffallend ist ein stockhohes, mächtiges Gebäude mit viereckigem Aufbau und wohl erhaltenen Stuben, die mit viereckigen weißen Korallenquadern gedeckt sind. Auch an den Thürpfosten und den Einlagestellen der hölzernen Querbalken findet man behauene Steine. Von Holz ist an sämtlichen Gebäuden keine Spur mehr zu sehen, und es zeugt für die Solidität der Bauart, daß die Decken sich doch erhalten haben, obwohl oft förmliche Wälder von Vegetation auf ihnen wuchern. Der Grund liegt teilweise darin, daß hier, wie bei sämtlichen shirazischen Bauten, nur Kalk und Sand ohne Lehmbeimischung als Bindemittel dienen. In den Moscheen findet man nett behauene Gebetnischen in sarazenischem Stil, bei Wohnhäusern in den Stein gemeißelte Nischen, die als Gestelle für Lampen u. s. w. dienen. Die Spuren eines harten Verputzes sind vielfach zu sehen. Wie alle ostafrikanischen Ruinen, so enttäuschen auch diese durch die gänzliche Schmucklosigkeit und den völligen Mangel jeglicher künstlerischer Bauart. Weder an den Gebäuden noch bei den wenigen Gräbern konnte ich, trotz eifrigen Suchens, irgend eine Inschrift entdecken.

Kua stammt jedenfalls aus der shirazischen Zeit. Es wird von portugiesischen Schriftstellern aus dem 17. Jahrhundert erwähnt und war jedenfalls lange Jahre die Hauptstadt von Mafia, bis sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts, anlässlich des Einfalles der Sakalava, gänzlich aufgegeben wurde. Doch sollen schon vorher viele Familien nach Chole gegangen sein, da der bei Kua auf Meilen trocken fallende Strand die Schifffahrt allzusehr erschwerte.

Bei Jambe auf Juani liegt ebenfalls die Ruine einer kleinen shirazischen Moschee mit Kabla (Gebetnische) aus behauenen Steinen,

deren Form fast an die gotische erinnert. Jetzt sind in dem alten Gemäuer, zu dem man durch dichtes Gestrüpp gelangt, allerlei Topfscherben angehäuft und Zeugfetzen befestigt; die Ruine wird als Sitz eines bösen Geistes (Mzimu) betrachtet. Die Furcht vor diesem hindert auch die Eingeborenen, den daneben befindlichen alten Brunnen zu reinigen.

Wenn man die Leute nach den Erbauern dieser alten Gebäude fragt, so nennen sie die „Wadébuli“, ohne über die Herkunft dieses Stammes etwas sagen zu können. Auch in Sansibar und an verschiedenen Küstenplätzen wurde mir von diesem sagenhaften Volk der Wadébuli, auch Déburi oder Debri, erzählt. Nicht nur ältere shirazische Bauten und besonders Brunnen, sondern auch solche, die sich nach unserer Erkundigung als ganz jungen Datums erweisen, werden von der Landbevölkerung ausnahmslos den Wadébuli zugeschrieben. Ich konnte bisher über die Herkunft dieses Stammes nichts erfahren; man stellt sich unter dem Namen jedenfalls ein mohamedanisches Volk vor. Ein sehr belesener Mwalim (Schullehrer) in Chole behauptete, daß damit indische Baumeister aus Diu und Damán gemeint seien. Mit den Portugiesen haben die Wadébuli jedenfalls nichts zu thun; diese sind allgemein unter dem Namen Wareno (von reino port. das Reich) bekannt.

Nördlich von Juani liegt die kleine Koralleninsel Miewi, ein buschbewachsener Fels, auf dem viele Ratten und Pythonschlangen vorkommen, und der von den Eingeborenen als Sitz böser Geister gemieden wird.

Obwohl ziemlich weit entfernt, muß die Insel Jibondo doch als direkt zu Chole gehörig betrachtet werden und daher an dieser Stelle Erwähnung finden. Sie liegt auf demselben Riff wie Juani und Chole. Da dieses Riff bei Niedrigwasser völlig trocken fällt, so kann man zeitweise trockenen Fußes von Jibondo über Juani nach Chole gelangen. Doch erfordert dies einen sehr kundigen Wanderer, da spitze Korallen und tiefe Salzwassertümpel das Vorwärtskommen erschweren und das rasche Steigen der Flut leicht Gefahr bringen kann. Im allgemeinen vollzieht sich der Verkehr zwischen Jibondo und Chole per Boot. Das dreieckige Eiland Jibondo hat fast überall steile, unterwaschene Korallenküsten. Das Dorf, in dem sich nur wenige Kokospalmen erheben, liegt in ziemlich öder Gegend im Westen der Insel. Von dort führt ein Pfad durch steiniges Buschland nach den Feldern der Eingeborenen, die sich hauptsächlich am Westufer und im Innern ausdehnen. Gebaut wird Sorghum, Hülsenfrüchte und etwas Maniok. Auf der Düne des Westufers gedeihen schöne Kokospalmen, die jedoch auch hier, wie auf allen kleinen Inseln Ostafrikas, nur verkümmerte

Früchte liefern. Ein großer Teil der Insel ist Korallenland mit unwegsamem Gestrüpp. Der größte Nachteil Jibondos ist dessen Wasserlosigkeit, welche die Eingeborenen zwingt, ihr Trinkwasser im Kanoe meilenweit von Kegeani auf Mafia zu holen. Zur Regenzeit benutzen sie das von den Dächern der Hütten abträufelnde Wasser, bei stürmischem, regenlosen Wetter bekommen sie jedoch oft vier Tage kein Wasser.

Jibondo hat ca. 250 Einwohner, dunkelfarbige, wohl den Wambwera stammverwandte Swahili, die sich selbst Shirazi nennen, und ihre Sklaven, welche letztere die Mehrheit bilden. Sie leben schon seit undenklichen Zeiten auf Jibondo und sind wohl die Nachkommen jener „Mauren“, von welchen die Portugiesen berichten. Die Jibondo-Leute waren bis vor wenigen Jahren als Seeräuber berüchtigt. Heute sind sie friedliche Fischer und Seeleute. Ihre Hütten haben meist keinen Lehmverputz, sondern nettgeflochtene Kokosblatt-Wände. Sie besitzen eine Koran-Schule, die von 20 Schülern besucht wird. Der Ackerbau wird meist von Sklaven besorgt; diesen liegt auch die Obhut über die wilden Ziegen ob, die zwar kein Wasser zu trinken bekommen, aber doch gut gedeihen. Ihre einzigen Feinde sind die Pythonschlangen.

Auf Jibondo liegt die Ruine einer kleinen shirazischen Moschee, welche für älter als die Gebäude von Kua gehalten wird. Östlich vom Dorf liegt auch zwischen Gestrüpp ein alter versiegter Brunnen. Die Bewohner wollten einmal in demselben nach Wasser graben und beriefen dazu einen Zauberdoktor. Derselbe ließ Ziegen beim Brunnen schlachten und befahl, daß kein Stück von deren Fleisch ins Dorf gebracht werden solle. Beim Graben stieß man erst auf zahlreiche Topfscherben, die bewiesen, daß der Brunnen jahrelang benutzt worden war. Hierauf aber begann Salzwasser durchzusickern, weshalb der Zauberdoktor behauptete, daß doch ein Stück Fleisch ins Dorf gelangt sein müsse und das weitere Graben aufgab. Wahrscheinlich wäre man jedoch nach Zumauern der Salzwasseradern weiter unten auf das Süßwasserbecken gestossen, aus welchem die früheren Bewohner ihr Wasser schöpften. Überhaupt ist es zweifellos, daß Bohrversuche auf der großen Insel Jibondo trinkbares Wasser zu Tage fördern würden.

Außer Chole, in Verbindung mit welchem die Inseln Juani und Jibondo besprochen wurden, besitzt Mafia keinen größeren Ort. Utende und Marimbani bestehen nur aus verstreuten Landgütern, deren Mittelpunkte Inderläden bilden. Ein solcher liegt auch bei Kipandeni an der Mündung des Flusses. Ein Dorf mit etwa 50 Hütten

ist Kipingwi an dem gleichnamigen Mangrovenarm. Dort führen einige lichtfarbige Shatiri ein ziemlich faules Phäakenleben; ihr Oberhaupt, eine reiche alte Frau, Namens Binti Hemedi, läßt von ihren Sklavinnen besonders hübsche Matten fertigen. Sie wohnt im größten Gebäude des Ortes, einem Lehmziegelbau mit Palmblätterdach. Mchangani und Mlola sind kleine Wambweradörfer. Am Wege von Kipingwi nach Kirongwe trifft man auf kein Dorf, sondern nur auf Landsitze, deren drei, Mkalangama, Kipora und Upenja Steinmoscheen und steinerne Wohnhäuser haben. Letzteres ist das Gut des intelligenten Shatiri Sherif Saïd Omar.

Auch in Kirongwe kann von einem Dorfe kaum die Rede sein; das Wohnhaus des Arabers Mohamed bin Saïd, ein Lehmziegelbau, und die Inderläden liegen in den Shamben verstreut. Am mangrovenreichen Strand bei Kirongwe lag früher die Ruine des angeblichen portugiesischen Forts Jojo, von welcher auch die letzte Spur verschwunden ist. Dagegen liegt weiter nördlich, beim Orte Msikitini die Ruine einer Moschee, die den shirazischen Habitus mit behauenen Steinen und Spitzbogen-Eingängen zeigt. Natürlich wird sie von den Eingeborenen den Wadebuli zugeschrieben. Wirkliche Dörfer bewohnen die Wambwera des Nordens von Mafia. Das größte ist Bweni, das sich langgestreckt am Strande hinzieht; kleinere sind Kidakuli, Mnari, Kanga. Alle haben ärmliche Lehmhütten. Inderläden giebt es nördlich von Kirongwe keine mehr.

An der äußersten Nordspitze der Insel, dem Ras Mkumbi, erhebt sich der Leuchtturm. Er ist eine massive, viereckige, rot und weiß angestrichene Säule, an welche sich beiderseits freundliche Wächterwohnungen anschließen. Er wurde vom Baumeister Hendricks 1892 nur mit einheimischen Arbeitern (Wambwera) errichtet. Als Wärter dient ein intelligenter Barawa-Araber, der die Lampe und den Turm musterhaft in Ordnung hält und mit zwei Swahilileuten dem anstrengenden Wachdienst obliegt. Von der Höhe des Turmes genießt man einen prachtvollen Blick auf die offene See mit der wilden Brandung auf den Riffen und im Süden auf das weite, buschbewachsene Korallenland von Mafia, in dessen dunklem Ton die Baumeuphorbien und Baobabs lichtere Inseln bilden.

Im Nordosten und im Innern der Insel sind die Ansiedelungen in den Pflanzungen verstreut und verdienen keine besondere Beschreibung. Eine Ausnahme bildet Tirenî, das Landgut des mehrfach erwähnten Salim bin Saïd, das nach seinem Tode übrigens zerstückelt wurde und mehrfach die Besitzer gewechselt hat. Sein Wohnhaus, ein Steingebäude, erhebt sich auf der Höhe der Rampe, an deren Hang zwei

treffliche klare Quellen entspringen. Von den Fenstern genießt man einen prachtvollen Blick auf die See und als Vordergrund auf den üppigen Garten, den Salim in dem schmalen Vorland am Fuß der Rampe angelegt hat. Die zierliche Areka-Palme und Pemba-Kokos wechselt hier mit dunkellaubigen Mangos und großblättrigen Brotfruchtbäumen. In diesem Garten erbaute Salim eine Moschee mit zierlich geschnitzten Thürbalken und Pfosten. Die Moschee, die vor ca. 25 Jahren errichtet wurde, ist aber bereits eine Ruine mit eingestürzter Decke, im tiefen Schatten der Mangos vergraben. Auch das Wohnhaus, in dem besonders die Decke aus ziegelförmigen Korallenquadern, offenbar eine Nachahmung der shirazischen Bauten von Kua, auffällt, wird wohl nächstens einstürzen und dient nur den Termiten als Wohnort. Nach 10 Jahren werden die Wambwera der Umgebung die Bauten wahrscheinlich den „Wadébuli“ zuschreiben.

Im Süden der Insel giebt es nur vereinzelte Landgüter mit kleinen Hüttenkomplexen. Ein geschlossener Ort findet sich bloß am Südwestkap, Kisimani Mafia. Das Dorf liegt an der Mündung eines Flusses, in welchem Dhaus bequemen Schutz und Ankerplatz auf sandigem Boden zwischen Kokospalmen finden. Es hat ca. 200 Einwohner, arabische Mischlinge und deren Sklaven. Am Strande liegen einige Ruinen, die einzigen in diesem Teile der Insel und mit der Moschee bei Msikitini überhaupt die einzigen noch erhaltenen alten Baureste auf Mafia. Die Ruinen bei Kisimani bestehen aus undefinierbarem Bruchstein-Gemäuer und aus zwei Brunnen, deren einer behauene Steine zeigt. Alle Reste weisen auf starke Küstenverminderung, andere sollen schon in der See versunken sein. Nach der Tradition war die Niederlassung auf Kisimani älter als jene von Kua. Sie ist sicherlich shirazischen Ursprungs. Der Ort wurde jedenfalls aus Furcht vor den Einfällen der afrikanischen Küstenbewohner aufgegeben. Denn an sich ist Kisimani ein ungleich günstigerer Platz zur Anlage einer Stadt als Chole. Sämtliche Segelschiffe, sowohl die von Chole wie die aus dem Süden kommenden, müssen bei Kisimani vorbeikommen und halten sich fast stets über Nacht dort auf. Fahrzeuge, die von Sansibar aus Reisen nach dem Süden unternehmen, liegen oft zu Ausbesserungen tagelang im Fluß von Kisimani.

Jibondo na Mafia
Kisimani ndio njia
Ya kupita zombo pia

(Bei Jibondo und Kisimani Mafia müssen alle Fahrzeuge vorbeikommen) sagt ein altes Schifferlied.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Dhauverkehr an einem von jedem Zollamt gänzlich abgelegenen Ort den Schmuggel begünstigen muß. Dieser Umstand, sowie die vielen Vorteile, welche Kisimani gegen Chole bietet, ließen die Frage schon mehrfach anregen, ob die Verlegung des Zollamts von Chole nach Kisimani nicht praktisch wäre. Das einzige, was man gegen Kisimani einwenden kann, ist, daß Dampfer der großen Wassertiefe halber dort nicht ankern können. Aber selbst wenn man wirklich bei näherer Untersuchung keinen Ankerplatz vor Kisimani finden sollte, ist es doch immer besser, daß die Dampfer vor dem kleinen Zollamt unter Dampf anhalten müssen, als wenn sie, wie bei Chole, überhaupt gar nicht dahin gelangen können. Die Verlegung des Zollamtes von Chole nach Kisimani wäre daher in jeder Hinsicht empfehlenswert. Die Frage, ob der Handel von Chole sich dann nach Kisimani verlegen wird — was übrigens wahrscheinlich ist — ist dabei nebensächlich. Denn, da die Osteinfahrt der Chole-Bai für Segelschiffe der Eingeborenen gänzlich unzugänglich ist, so muß doch der ganze Schiffsverkehr von Chole unbedingt bei Kisimani vorbeikommen.

V.

Gegenüber Kisimani Mafia und zwischen diesem Kap und dem Festlande liegt die Insel Bwejuu (das Boydu der Seekarte). Dieselbe ist eine langgestreckte ostwestlich verlaufende Sandbank, die von Dünenwällen durchzogen ist und nur an der Westküste Spuren von Korallenkalk zeigt. Sie ist mit hohen Kasuarinen bedeckt, in deren Zweigen verwilderte Haushühner leben. Auch Ratten giebt es zahlreich auf Bwejuu. An der Ostseite liegt ein Fischerdorf mit ca. 30 Hütten zwischen einigen Kokospalmen, die jedoch nur schlecht gedeihen.

Die Insel war wohl von jeher zeitweilig bewohnt, eine ständige Ansiedlung besteht aber erst seit ca. 10 Jahren, wo einige Suri-Araber sich dort niederließen und den Brunnen gruben, der brackisches, aber genießbares Wasser liefert. Sonst haust noch allerlei Swahili-Volk auf dieser einsamen Sandbank. Alle Bewohner leben vom Fischfang, den sie in großen und kleinen Fahrzeugen mit Netzen, Angeln und Reusen betreiben, die sie auf dem Riff bei der Insel anbringen. Die gefangenen Fische trocknen sie im Dorf, das wahrhaft höllische Düfte von Haifischthran und trockenen Fischen ausstrahlt. Daneben treiben sie noch Ackerbau, pflanzen etwas Mais, Sorghum, Tomaten, Hülsenfrüchte und Eierfrucht. Maniok und süße Kartoffeln gedeihen

auf der Insel nicht. Die Bewohner fühlen sich auf ihrer Sandbank, die noch dazu immer kleiner wird, anscheinend recht wohl; sie trinken fleißig sogenanntes Kölnerwasser und andere Schnäpse, die aus Sansibar eingeschmuggelt werden.

Südlich von Mafia, an Jibondo anschließend zieht sich eine Gruppe kleiner Inseln längs der Küste hin. Die nördlichste, nahe beim Ende des Jibondo-Riffes gelegen, ist die Sandbank Kitutia, die von zahllosen glänzenden Seemöven belebt ist, jedoch keine Vegetation hat. Einige Kasuarinen gedeihen auf der flachen, sandigen Insel Ukuza. Sie besitzt etwas Korallengestein, hat kein Trinkwasser und dient manchmal Fischern als vorübergehender Anfehalt. Sonst hausen darauf nur Ratten. Simaya, das näher am Festland gelegen ist, hat einen ähnlichen Charakter, trägt jedoch mehr Korallengestein und hohe Affenbrotbäume. Auf Kisiva nyuni (Kisiva cha nyuni, Vogelinsel) wachsen keine Kasuarinen, sondern nur niedriges Gestrüpp. Die Insel ist steinig und hat teilweise hohe, unterwaschene Ufer. Sie wird ebenfalls zeitweilig von Fischern bewohnt. Kimborwe ist felsig und beherbergt gleich Kisiva nyuni Ratten und Pythonschlangen.

Die Hauptinsel dieser Gruppe ist Songo-Songo, das als Songo schon in der älteren Geschichte öfter genannt und bald als Wohnung von Mauren, bald von Kaffern bezeichnet wird. Es ist ein langgestrecktes nordwest-südöstlich verlaufendes Eiland, mit felsiger Südwest- und sandiger Nordostküste. Im Norden von Songo-Songo, und mit ihm durch eine bei Ebbe trockenliegende Sandbank verbunden, liegt das kleine sandige, kasuarinenbewachsene Inselchen Pumbavu. Gegenüber davon legte der Araber Salim bin Saïd am Strande von Songo-Songo eine Kokospflanzung an, deren Palmen hier vorzüglich gediehen, aber nur verkümmerte Nüsse liefern, so daß sie heute einigen dort lebenden Fischern preisgegeben sind. Der nördliche Teil der Insel besteht aus einem sandigen Plateau mit Buschvegetation und Dumpalmen. Die Felder der Eingeborenen, in welchen Mais und Hülsenfrüchte gebaut werden, sind der Ziegen halber mit Dornzäunen umgeben. Neben diesen Feldfrüchten wird auch der Wurzelstock einer Pflanze Kunzuru gegessen. Der mittlere Teil der Insel ist Korallenland, in dessen Schluchten sich eine natürliche Cisterne als einziger Brunnen der Insel findet. Unweit desselben liegt am Strande eine ganz verfallene shirazische Moscheeruine. Noch im Korallenland ist das Hauptdorf Maweni im Innern der Insel angelegt. Im sandigen Strandgebiet des Südens, zwischen prachtvollen Kasuarinen, einzelnen Kokos- und Papayabäumen trifft man auf die Dörfer Makondeni, Kisuni und Pembeni. Im

ganzen hat die Insel etwa 300 Einwohner, die behaupten, mit den Jibondo-Leuten stammverwandt zu sein. Sie sind dunkelfarbig und lieben in ihrem Äußeren nichts auffallendes. Ihre Dörfer sind ärmlich, die Wände der Hütten aus Palmblättern geflochten. Sie erkennen als Oberhaupt einen Jumbe, der in Maweni residiert. Früher hatten sie von Räubereien arabischer Sklavenhändler viel zu leiden. Songo-Songo beherbergt außer Ratten kein Wild. Die Eingeborenen halten Geflügel und Kleinvieh. Früher kamen auch verwilderte Rinder auf der Insel vor, sie sind aber vor einigen Jahren ausgestorben.

Südlich von Songo-Songo liegen die Kiruani-Felsen. Auf der langgestreckten kleinen Insel Süd-Fanjove, die felsig und mit Busch bewachsen ist, erhebt sich ein Leuchtturm. Süd-Fanjove bildet das äußerste Eiland der Mafiagruppe im Süden. Wir werfen aber noch einen Blick auf die kleinen Inseln im Norden der Hauptinsel.

In Sicht nördlich von Mafia liegen die kleinen unbewohnten und wasserlosen Inseln Nyororo (Halskette), Shungumbili (Zweischopf, nach zwei Baumgruppen so benannt) und Barakuni (Brennholzland). Nyororo ist ähnlich wie Bwejuu völlig sandig, auf Shungumbili wie Barakuni steht etwas Korallengestein an. Auf allen drei Inseln gedeihen Busch und Kasuarinen, leben Ratten und verwilderte Haushühner, die den Geistern geweiht sind. Die Eilande werden vorübergehend von Fischern bewohnt.

Ständige Bewohner dagegen besitzt wohl schon seit Jahrhunderten die Insel Koma, ein rundes Eiland, das kaum in Sicht der afrikanischen Küste, gegenüber von Kifmangao liegt. Der Name Koma soll von Ukoma (Aussatz) herkommen. Nach der Tradition kamen zwei Shirazi-Brüder in alter Zeit nach Kisiju, wo sie einen Ort gründeten, dessen Ruinen und Gräber heute noch erhalten sind. Einer der beiden wurde in Kisiju vom Aussatz ergriffen und übersiedelte nach Koma, wo er genas.

Koma ist rings von Mangroven umschlossen, hinter welchen das Korallenland sich 2—3 m hoch erhebt, und hat nur an der Nordseite offenen, sandigen Strand, bei dem die Dhaus anzulegen pflegen. Mit Ausnahme eines kleinen sandigen Streifens an der Nordwestseite ist das ganze Land steinig, jedoch nicht unfruchtbar. Baobabs giebt es nur wenige, überhaupt wenige Bäume; die Palmen des Dorfes sind von allen Punkten der Insel sichtbar. Das Dorf hat etwa 50 Hütten im Swahili-Stil, zu deren Bau sowohl das Holz als auch die Palmblattbedachung (meist aus Dumpalmenblättern) im Boot vom Festland geholt werden muß. Der Ort ist reinlich gehalten, die Hütten sind mit Vorhöfen aus hohem Sorghum-Rohr versehen, innerhalb deren

Kokospalmen, Granatäpfelbäume, Bananen und zierliche Suffibäume gedeihen. Auf den freien Plätzen sind Ruhebänke angebracht. Bei der kleinen Moschee im Dorf liegt ein schlechter, salziger Brunnen; der gute Brunnen hingegen liegt etwa 100 Schritte außerhalb des Dorfes, gegen das Nordwestufer zu. Er ist nicht tief und mündet nach unten in ein geräumiges Korallenfelsbecken, wo sich stets reichlich klares Süßwasser findet, dessen Stand von den Gezeiten unabhängig ist. Ein anderer Brunnen mit ebenfalls gutem Wasser liegt in sandigem Boden am Nordwest-Kap, wird jedoch wenig benutzt.

Unweit des erstgenannten Brunnens ist im dichten Buschhain eine shirazische Ruine versteckt. Sie ist der Überrest eines massiven Wohngebäudes mit Bruchsteinmauern und behauenen Thüren. Es hat keine Fenster, jedoch hübsche Nischen in sarazenischem Stile mit behauenen Steinen. Unweit davon liegen zwei Gräber mit Mauerfassung; sie trugen früher Grabsteine mit arabischen, jedoch für die Eingeborenen unleserlichen Inschriften. Einer derselben wurde angeblich 1889 von einem englischen Blockadedampfer, der andere vom Gouverneur von Scheele gelegentlich der Unruhen in Kilwa fortgenommen. Die Eingeborenen schreiben die Bauten den „Wadébuli“ zu.

Bis vor etwa 70 Jahren lebten die Eingeborenen um den Brunnen in der Nähe des Gebäudes, bei dem sie noch heute ihre Toten beerdigen. Als später von Arabern und Wagunyas Sklavenraub getrieben wurde, zogen sie sich nach der jetzigen Stelle zurück, wo der nahe Mangrovengürtel ihnen Zuflucht bot. Früher gab es mehr Menschen auf Koma, bis vor etwa 40 Jahren eine Krankheit (Genickstarre) viele dahinraffte. Jetzt leben wohl nicht viel mehr als etwa 200 Leute auf Koma. Sie nennen sich selbst Shirazi und behaupten ursprünglich aus Jibondo zu stammen, doch sind sie ein Gemisch von Küstenleuten, Einwanderern aus Mafia und Hinterlandsklaven, meist schon seit Generationen ansässig. Mit den Kwale-Leuten sind sie verschwägert. Sie sind fast alle Seeleute und kommen als Dhau-Schiffer ziemlich weit im Indischen Ocean herum. Dagegen sind die Weiber recht scheu und ergreifen bei Annäherung eines Europäers meist entsetzt die Flucht.

Die Koma-Leute pflanzen Sorghum, dessen Felder den größten Teil der Insel bedecken; daneben auch Sesam und Mais. Sie halten Hühner, Enten und Tauben, Ziegen und einige Schafe, sowie 20 kleine, aber gesunde Rinder. Letztere leben immer im Freien; für die Ziegen werden Gerüste gebaut, auf welche sie nachts getrieben werden, da das Stehen im Regen und Mist Fußkrankheiten erzeugen soll.

Große Pythonschlangen fangen manchmal kleine Ziegen, aber mehr Schaden richten die Ratten an, die sogar die Kokospalmen erklettern und an den Nüssen nagen. Ameisen giebt es auf Koma nicht so viele wie auf Kwale, aber sehr viele Achatina-Landschnecken. Mangobäume gedeihen auf der Insel nicht, auch Kokospalmen liefern nur verkümmerte Früchte.

Die Verfassung Komas ist eine republikanische. Präsident der Republik ist augenblicklich ein Schullehrer, welcher den Kindern die Lehren des Koran beibringt, in der Moschee vorbetet und die Trauungen vollzieht. Die halbe männliche Bevölkerung Komas ist fast immer auf See, die übrigen widmen sich dem Ackerbau und Fischfang; die Weiber mahlen Mehl und flechten Matten. Läden giebt es auf der Insel keine; alle Bedürfnisse, die das Land nicht hervorbringt, werden von der Küste oder durch Schiffer von Sansibar eingeführt.

Auf demselben Riff wie Koma und zur Ebbezeit von dort zu Fuß erreichbar, liegen die kleinen, mit niedrigem Busch bedeckten Koralleninseln Pembe juu (Aufsenkap). Der äußerste Fels heißt Kijibwe mtu. Er gilt als versteinerte Frau, die gegen das Verbot am Neujahrstag in der Brandung baden ging und mit dem Kinde auf dem Rücken zur Strafe versteinert wurde; fast dieselbe Sage wird von dem Felsen Mwana Tunguja bei Pangani erzählt.

Nördlich von Koma liegt die unbewohnte, wasserlose Insel Hatamburwa. Der Name soll soviel wie Hatajwa, die Unausprechliche, bedeuten, weil es nicht gut ist, von dieser riffumgebenen Insel zu sprechen, bevor man an ihr vorbei ist. Die „Unausprechliche“ hat unterwaschene Korallenufer und ist mit Gestrüpp bedeckt, aus dem einige hohe Bäume hervorragen. Zahlreiche Reiher und Störche hausen auf derselben.

Gegenüber der Festlandsküste bei Kisiju und von dieser durch einen Meeresarm mit starker Nordströmung getrennt, liegt die Insel Kwale. Der Name bedeutet „Rebhuhn“; dieser Vogel soll früher auf der Insel häufig gewesen sein, weshalb sie Kisiwa cha kwale, Rebhuhn-Insel genannt wurde. Kwale hat ost-westliche Haupttrichtung und ist etwa dreimal so lang als breit. Im Westen hat die Insel ein flaches, sandiges Vorland (Funguni), auf welchem die Zollstation und das Dorf liegen, daran schließt sich östlich ein mehrere Meter hohes, gegen die See steil abfallendes Korallenplateau, um dessen Fuß sich ein Mangrovengürtel zieht. Besonders charakteristisch für Kwale sind die mächtigen Affenbrotbäume (Baobabs), die in wahrhaft riesenhaften Exemplaren über die ganze Insel verstreut sind. Im

Sandgebiet gedeihen noch schöne Mangobäume und wächst Gestrüpp von buschigen Euphorbien, deren Saft von Fischern zum Betäuben der Fische benützt wird. Das Korallenplateau ist ziemlich steinig, jedoch keineswegs unfruchtbar, sondern von rotem Humusboden überzogen. Das Land ist mit Sorghumfeldern bedeckt, zwischen welchen die Baobabs und einzelne Mangos und Tamarinden aufragen. Kokospalmen kommen auf Kwale nur sehr schlecht fort, es finden sich auf der ganzen Insel nur etwa ein Dutzend Exemplare, da die Saatnüsse einer Made (angeblich der Larve eines Nashornkäfers) zum Opfer fallen. Auch Kürbisse und andere Gemüsearten leiden unter Raubinsekten. Wilde Tauben und Perlhühner kommen besonders zur Sorghum-Reife ziemlich viele nach Kwale, aber Rebhühner, wonach doch die Insel ihren Namen hat, giebt es jetzt keine mehr. Berüchtigt ist die ungeheure Masse von Ameisen; eine grössere, ziemlich bissige Art kommt auf dem Plateau vor, und zwingt die Leute, sich beim Ackern die Beine mit Zeug zu umwinden, von einer kleineren wimmelt es im Sandgebiet. Auch Termiten sind sehr häufig.

Kwale besitzt zwei Brunnen, von welchen der eine, im Dorf gelegene, ganz salziges, nur allenfalls zum Kochen verwendbares Wasser liefert. Der andere liegt auf dem Plateau, ist sehr tief und führt trinkbares, nur leicht salziges Wasser. Er wurde wahrscheinlich in der Shirazi-Zeit angelegt und lag Jahrzehnte lang verschüttet, während welcher Zeit die Kwale-Leute ihr Trinkwasser vom Festland bei Kisiju holen mußten. Endlich kam ein Inder auf den Gedanken, planmäÙig nachgraben zu lassen, was auch schließlich zum Ziele führte. Die ursprüngliche Anlage des Brunnens wird den „Wadébuli“ zugeschrieben. Von diesen sollen auch einige Steinbauten und Gräber herkommen, die man am Westende der Insel, unweit der Zollstation trifft. Erkennbar ist eine kleine, sehr verfallene Moschee, die an shirazische Bauten erinnert. Daneben findet man gut erhaltene Gräber mit zinnenförmigen Mauerumfassungen und einzelnen behauenen Steinen und andere, die nur durch eine eingesenkte Steinplatte oder ein Brett als solche erkennbar sind. Letztere schreiben die Eingeborenen ihren Vorfahren zu. Es finden sich nur wenige beschriebene Steine, von welchen nur einer eine Jahreszahl (1663) trägt und den Namen Munyishummu bin Munyishomari nennt, also zweifellos einem Swahili angehörte.

Das Dorf Kwale besteht aus etwa hundert Hütten mit grauen Lehmmauern und Makulidächern, mit Veranden und Höfen, die von hohem Sorghumstroh eingefasst sind. Große und kleine Hütten liegen in malerischer Unordnung durcheinander, überragt von mächtigen

Affenbrotbäumen. Von „monumentalen Gebäuden“ giebt es nur eine kleine Steinmoschee, die etwa 100 Jahre alt ist, und verfallenes Gemäuer einiger besserer Wohnhäuser. Die Bewohner von Kwale waren vor der Wiedereröffnung des Brunnens wenig zahlreich und bestanden hauptsächlich aus, den Koma- und Jibondoleuten stammverwandten, der Wambwera-Gruppe nahestehenden Swahili. Dann bekamen sie starken Zuzug von der Küste, hauptsächlich von Wandengereko. Heute ist die Bevölkerung mit den Sklaven, die meist aus dem Hinterland von Kilwa stammen, eine recht gemischte und dürfte ca. 500 Seelen zählen. Fast alle freien Männer sind Seeleute; die Kwale-Matrosen haben einen guten Ruf, und viele tüchtige Nahoza (Dhauführer) haben ihre Wohnung auf Kwale. Auch während ihres zeitweiligen Aufenthaltes auf der Insel betreiben die Männer nur Fischfang.

Der Ackerbau bleibt ausschließlich den Frauen und Sklaven überlassen, die schon frühmorgens nach dem Korallenplateau ausziehen und fleißig die Hacke führen. Außerdem flechten sie sehr hübsche Matten, zu welchen der Ukindo vom Festland geholt wird. Ein Araberkrämer besitzt einen kleinen Laden, zwei Hindu leben als Zollagenten auf der Insel. Das Oberhaupt der Kwaleleute ist ein Jumbe, dem neuerdings ein amtlich eingesetzter Akida zur Seite steht. Beide sind sehr harmloser Natur, wie denn überhaupt die Kwaleleute ein fröhliches, leichtlebigen Volk sind. Besonders die zahlreichen Strohwitwen, die sich abends schäkernd beim Brunnen versammeln und dann singend mit ihren Thonkrügen auf dem Kopfe nach dem Dorfe ziehen, bieten ein Bild der glücklichsten Heiterkeit.

Am Westende der Insel liegt zwischen hohen Affenbrotbäumen das Zollhaus, ein wohnliches, den Seewinden von allen Seiten zugängliches Gebäude, in welchem ein deutscher Zollassistent (zur Zeit meiner Anwesenheit Herr Paul Ziegenhorn) und ein Hinduschreiber ihren Dienst versehen. Das Leben auf Kwale ist allerdings etwas einsam für den deutschen Beamten, doch genießt er dafür den Vorteil, in gesundem Klima zu sein. Kwale ist nur Seewinden ausgesetzt und fast völlig fieberfrei. Es ist auffallend regenarm und hat fast gar keinen Morgentau. Dabei hat es tägliche Verbindungen mit der Küste, von wo frischer Proviant geholt werden kann, und fast tägliche Verbindung mit Dar es Salaam und Sansibar, welche Konserven und Getränke liefern. Wenn man auf der luftigen Veranda des Zollhauses sitzt und auf die See mit ihren grünen Inseln und dem fernen Saume des Festlandes blickt, so kommt man schließlich zur Erkenntnis, daß der Zollassistent in Kwale einer der beneidenswertesten Menschen ist. Er ist dies umsomehr, als er genügende Arbeit hat, um vor Langeweile

geschützt zu sein, denn abgesehen von dem täglichen Lokalverkehr nach Kisiju und Koma müssen auch alle Fahrzeuge von den kleinen Küstenplätzen Kifmangao und Msindaji zur Verzollung Kwale anlaufen. Aber auch fast sämtliche Holzschiffe von Simba-Uranga, sowie die aus dem Süden kommenden Segler laufen fast ausnahmslos Kwale an, um sich zu verproviantieren und einige Ruhetage zu gönnen. Viele Schiffer haben ihre Familie in Kwale, andere, besonders die Sansibariten, finden in den obenerwähnten freundlichen Strohwitwen eine starke Anziehungskraft. So liegen denn immer große und kleine Segelschiffe vor Kwale, und die Verzollung sowie die Erfüllung der Bestimmungen der Brüsseler Akte bezüglich des Sklavenhandels geben dem Zollamt mancherlei Arbeit.

Auf demselben Riff wie Kwale und zur Trockenzeit zu Land erreichbar, liegen die beiden Inseln Chokaa. Sie haben unterwaschene Felsufer mit tiefen Klüften und Spalten. Oben wuchert auf dem Korallenfels dichtes Gestrüpp mit allerlei Fettpflanzen und Schlinggewächsen, darunter auch Baumeuphorbien, die es auf Kwale nicht giebt. Beide Inseln Chokaa wurden früher von den Kwale-Leuten bebaut. Heute gelten sie als Sitz des Teufels Pepo ya Rewa, der nachts in feuriger Wolke von Hatamburwa und Pembe juu herüberkommt. Außer dem bösen Geist, dem man Topfscherben u. dergl. als Opfergaben darbringt, haust auf den einsamen Inseln noch eine wahnsinnige Sklavin, die von Krabben und wilden Früchten lebt, manchmal auch einen Bündel Mangrovenholz ins Dorf bringt und ihn gegen Sorghum eintauscht. Sie soll ihr Kind suchen, das vor Jahren nach Sansibar verkauft wurde, und irrt deshalb schreiend im Mangrovegebüsch und auf dem Korallenfels Tag und Nacht umher.

Die nördlichste Insel der Mafiagruppe ist Nord-Fanjove, ein flaches, wasserloses Eiland, mit Kasuarinen und Buschvegetation, auf dem zahlreiche Ratten leben. Auf dem Riff bei Nord-Fanjove finden sich besonders schöne Seeschnecken, deren Gehäuse über Kwale exportiert werden. —

Wenn wir, diese Beschreibung der Mafiagruppe schließend, noch einen Blick auf den wirtschaftlichen Wert des Landes werfen, so läßt sich vor allem von der Hauptinsel Mafia behaupten, daß sie ein schönes, vielversprechendes Stück der deutschen Kolonie ist. Zwar hat Mafia nicht die überwältigende tropische Üppigkeit Pembas oder auch nur Sansibars. Dafür aber hat sie einen unermesslichen Vorteil vor diesen Inseln: den des gesünderen Klimas. Denn wenn Mafia und Chole auch keineswegs malariefrei sind, so gehören sie doch zu den gesündesten Gebieten Ostafrikas. Mafia

hat freilich nicht so fetten roten Boden wie die beiden nördlichen Inseln, aber sie ist wasserreich, und ihr Sandboden ist wie geschaffen für die Kulturpflanze, welche den Reichtum des Landes bildet: die Kokospalme. Durch diese Kultur, durch Viehzucht und leichte Beschaffung von Arbeitskräften ist Mafia bezüglich der Landwirtschaft ungleich besser daran als Sansibar und Pemba, wo das Fallen der Gewürznelkenpreise und der Arbeitermangel es den Engländern nur durch systematisches Augenzudrücken in der Sklavenfrage ermöglicht, die eingeborenen Pflanzer über dem Wasser zu halten.

Mafia war bisher ein Stiefkind der vielbeschäftigten ostafrikanischen Kolonialverwaltung und blieb, ein abgetrennter Zweig des ungeheuren Distrikts Kilwa, so ziemlich der Paschawirtschaft eines farbigen Akida preisgegeben. Es muß mit Freuden begrüßt werden, daß der Gouverneur von Wismann von Anfang an der Insel seine Aufmerksamkeit zulenkte und im Begriffe ist, einschneidende Änderungen in der Verwaltung von Mafia vorzunehmen.

Was die kleineren Inseln, besonders Kwale, Koma und Songo-Songo anbelangt, so haben dieselben an sich kaum einen wirtschaftlichen Wert, könnten jedoch ihres köstlichen Seeklimas halber als Erholungsstationen für die im fieberigen Küstengebiet des Festlandes Ermatteten von Nutzen sein.

Bemerkungen zu den Karten.

Die Aufnahme der Karten von Mafia und den kleineren Inseln war dadurch vereinfacht, daß die englische Seekarte eine zuverlässige Grundlage bot, welche astronomische Bestimmungen überflüssig machte. Da außerdem die Inseln fast ganz flach sind und keine beherrschenden Aussichtspunkte haben, so waren trigonometrische Aufnahmen ebenfalls nahezu ausgeschlossen; die topographische Arbeit beschränkte sich auf eine sorgfältige Routenaufnahme, welche durch zahlreiche Peilungen kontrolliert und in die Seekarte eingepaßt wurde.

Die Routenaufnahme wurde nach der im Wiener militärgeographischen Institut üblichen Methode ausgeführt, welche ich in meiner Publikation „Topographische Aufnahmen auf Reisen“ (Mitteilungen aus deutschen Schutzgebieten, Bd. VII, Berlin 1894) eingehend beschrieben habe. Die Routenschleifen zeigten gute, innere Übereinstimmung. Barometrische Höhenmessungen erwiesen sich als unnötig, da die Niveau-Unterschiede auf der Insel so gering sind, daß sie innerhalb der Fehlergrenzen dieser Messungen fallen.

